Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift für Gebildete aller Stände

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / HERAUSGEGEBEN VON HERMANN MULERT

48. Jahrgang 1. September 1934 Nummer 17

Inhalt

Nachts . . . . . Irmgard Bruhn

Weise . . . . . Martin Rade

Der Erlösungsgedanke in Richard Wagners Parsifal Julius Richter

Gedanke und Tat . . . . . Karl Dogge

Hegel und der Angriff auf die Sinndeutung der Geschichte (Erstes Stück) . . . . . Käte Nadler

Vom Weltprotestantismus der Gegenwart . . . . . Adolf Keller

Pfarrermangel in der Schweiz? . . . . . Eduard Platzhoff-Lejeune

Ein Vorbote der Ostasienmission . . . . . Otto Michaelis

Gottes Wahrheit und die Wahrheit der Kirche (Piper) Paul Gastrow

Die unhörbaren Schritte . . . . . Emma Müllenhoff

Vom Verhängnis der Völker (Eugen Diesel) . . . . .

Ein Soldat über den Krieg von morgen . . . . . Karl Jadziewski

Die Tragödie der Kunst (Paul Fechter) . . . . .

Aus Zeitschriften

Urkunden

Bücher und Schriften – Chronik – Verschiedenes – Versammlungskalender – Anzeigen

LEOPOLD KLOTZ VERLAG/GOTHA

Postverlagsort Stuttgart

VORANZEIGE

Demnächst erscheint ein Haus- und Geschenkbuch von besonderem Rang:

Der Graf und die Brüder

Die Geschichte einer Gemeinschaft

von

STEPHAN HIRZEL

Mit einem Bilde Zinzendorfs

Etwa 350 Seiten, Leinen M. 4.80

Selbstanzeige des Verfassers:

Ein weitgereister Nürnberger Kaufmann des 18. Jahrhunderts gestand einmal, daß drei Erlebnisse seine kühnsten Erwartungen übertroffen hätten: das offene Meer — Graf Zinzendorf — und die Brüdergemeine.

Wer heute das stille Herrnhut besucht, oder sich vielleicht mit den Überlieferungen der Brüdergeschichte beschäftigt, wird nicht umhin können, das vor seinem Geiste erstehende Lebenswerk des Grafen zu bewundern. So ist es auch dem Verfasser dieses Buches ergangen, der sogar der Versuchung nicht widerstehen konnte, sich mit dieser ungewöhnlichen Persönlichkeit und dem Schicksal der Brüder näher zu befassen. Die empfangenen Eindrücke waren von solcher Stärke, daß sie ihn vor die Aufgabe stellen mußten, dem Menschen Zinzendorf und seinem Werk ein Denkmal zu errichten in einer Form, die dem suchenden Menschen gerade unserer religiös bewegten Zeit diene und helfe: zur Belehrung und Erbauung, vielleicht auch zur Warnung.

Wohl liegen die Ereignisse 200 Jahre hinter uns; aber es hat den Anschein, als ob das Herrnhuter Geschehen heute mehr denn je Verständnis begegnen müßte.

Wovon handelt das Buch?

Ein hoher Adeliger und ein Häuflein vertriebener Böhmen stoßen aufeinander und beginnen mit dem Versuch, nach urchristlichem Vorbild Gemeinschaft zu verwirklichen. Das führt zu allerlei Schwierigkeiten innerer und äußerer Art. In den eigenen Reihen gefährden Sektierer und Schwärmer den Aufbau, und was die wachsame Obrigkeit betrifft, so kommt ihr die ganze Sache „böhmisch" vor. Der Graf aber hat Mut, Gottvertrauen und gute Freunde; die Brüder ihrerseits werden aller Versuchungen Herr, so daß sich die liebe Umwelt mit ihrem Vorhandensein wohl oder übel abfindet. — Neue Ansiedlungen entstehen innerhalb und außerhalb der deutschen Heimat — Sendboten ziehen in alle Welt und erleben schwerste Schicksale unter Eskimos, Rothäuten und Negersklaven. Das alles vollzieht sich in einer politisch und geistig aufgewühlten Zeit voll Kriegsgeschrei, Aufklärungsgezeter und Kirchenstreitigkeiten. Der Graf und die Brüder jedoch tun, als ob sie das alles nichts anginge und wissen sich trotz aller Verfolgungen und Verdächtigungen durchzusetzen.

Wie denn überhaupt das ganze Buch dem Leser die Gewißheit in Erinnerung bringen möchte, daß Glaube Berge versetzt.

*

Dieser biographische Roman zeigt die Geschichte eines Lebenswerkes als Beispiel gemeinschaftbildender Gotteskraft in einer von Streit und Haß erfüllten Umwelt.

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift für Gebildete aller Stände

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / HERAUSGEGEBEN VON HERMANN MULERT

Nr. 17 Gotha, 1. September 1934 48. Jahrgang

Inhalt: Nachts [Sp. 769] — Weise [Sp. 769] — Der Erlösungsgedanke in Richard Wagners Parsifal [Sp. 771] — Gedanke und Tat [Sp. 777] — Hegel und der Angriff auf die Sinndeutung der Geschichte [Sp. 779] — Vom Weltprotestantismus der Gegenwart [Sp. 783] — Pfarrermangel in der Schweiz? [Sp. 787] — Ein Vorbote der Ostasienmission [Sp. 789] — Gottes Wahrheit und die Wahrheit der Kirche [Sp. 792] — Die unhörbaren Schritte [Sp. 795] — Vom Verhängnis der Völker [Sp. 798] — Ein Soldat über den Krieg von morgen [Sp. 799] — Die Tragödie der Kunst [Sp. 803] — Aus Zeitschriften [Sp. 805] — Urkunden [Sp. 805] — Bücher und Schriften: Theologie des Alten Testaments (Eichrodt); Von der Welturkunde des Gott-Erlebens (Schöttler); Die Geschichte der „Christlichen Gemeinschaft" in Straßburg (Bellardi); Das Recht des Zweifels und die Ueberwindung des Zweifels (Geß); Kirchenaufbau in der Großstadt heute (Söhngen); Religion als Sinnerfüllung des Lebens (Krannhals); Vom Verhängnis der Völker (Diesel); Der Weg zur Heimat (Roegner); [Sp. 807] — Chronik [Sp. 810] — Verschiedenes: Aus der Deutschen Evangelischen Kirche; Reichstagung des NS-Lehrerbundes; Vom Kopenhagener Weltkongreß; Zur heutigen Andacht; Nachtrag [Sp. 815] — Versammlungskalender [Sp. 816] — Anzeigen

Nachts

Die Erde liegt in tiefer Ruh,
Bald schläfst auch du, bald schläfst auch du.
Ein Raunen durch das Weltall geht,
Ich spreche mein Gebet.

Ein Ahnen füllt der Seele Raum,
Von Ewigkeit durchweht.
Es ist mir alles wie ein Traum —
Ich spreche mein Gebet.

Irmgard Bruhn

Weise

Da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren geworden. Röm. 1, 22

Wörter verlieren ihren Wert wie Münzen. Dem Wort „weise" ist es unter uns so ergangen. Was hat es verbrochen?

Merkwürdig, wie es schon in biblischen Zeiten dasselbe Schicksal erlitten hat. Das Alte Testament ist noch voll der „Weisheit" und des Lobes der Weisheit. Und das Neue Testament weiß sehr wohl, daß eben damals die Griechen nach Weisheit fragten (1. Kor. 1, 22). Eine ganze edle Philosophenschule kannte nichts Höheres als „den Weisen". Und noch zu Lessings Zeiten: er meinte es ernst, als er über sein Stück schrieb: „der Weise". Wie ein letzter Warnungsruf klingt es uns heute, wenn Kant die Losung ausgibt: Sapere aude! Wage es, weise zu sein!

Wir schauen ins deutsche Wörterbuch, wollen uns vergewissern, was das Wort denn bedeute. „Hochverständig" lesen wir da, „erhaben verständig", „aufs beste ein- und umsichtsvoll". Und wir empfinden: keine leichte, aber eine hohe Tugend. Wer das wäre, wer die hätte, wäre kein Taugenichts, sondern taugte etwas, wäre etwas Tüchtiges. Warum will heute Niemand weise sein? Nicht in den Schulen ist von Weisheit die Rede. Nicht auf den Kanzeln.

Und wir hätten Weisheit so nötig. Ich denke an dich, o du mein Oesterreich! Da waren vor fünfzehn Jahren die Friedensschlüsse. Daß die Sieger die Besiegten ihre Uebermacht fühlen ließen, war begreiflich. Aber mit Weisheit! Denn größer, gewaltiger, wichtiger, idealer war die Aufgabe, eine neue Welt zu schaffen. Lag doch die alte in Trümmern. Nach Verdienst und Würdigkeit. Wilson hatte eine Ahnung von dieser Aufgabe. Er wollte weise sein. Verkündete die Selbstbestimmung der Völker. Ein ganz großes, der Durchführung wertes Prinzip. Hätte man nun damals, wie die beiden Völker begehrten, Deutschland und Oesterreich zusammenkommen lassen, so wäre man weise gewesen. Denn es hätte dann zwar die Zukunft eine ernste und schwere Leistung von der Staatskunst der Siegerstaaten verlangt, zu diesem großen, geeinten deutschen Volk und Reich das rechte Verhältnis zu finden. Aber welch eine Befriedung hätte das für die Geschlagenen bedeutet! Welch eine Versöhnung! (Man denke an Bismarcks Frieden mit Oesterreich 1866.) Aber man hätte damit Luft und Boden geschaffen für eine lebensfähige Welt. Brauchte sich nicht heute zu plagen und zu belügen um Oesterreichs „Unabhängigkeit". Hätte nicht heute eine Situation vor sich, wo Niemand aus und ein weiß, und für all den himmelschreienden Mangel an Weisheit nichts weiter übrig zu bleiben scheint als über kurz oder lang die Weisheit eines neuen Krieges.

Es handelt sich hier für uns gar nicht um Politik, nur um ein Beispiel. Ein Schulbeispiel für die Beobachtung eines weisen Beobachters, des schwedischen Kanzlers Oxenstierna: mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird.

Aber kehren wir zur Bibel zurück. Zum Neuen Testament. Es erklärt die Weisheit für ein Regale (ein Königs-Vorrecht) der Gottheit. „Dem, der allein weise ist, sei Ehre durch Jesum Christ in Ewigkeit! Amen." So schließt Paulus seinen Römerbrief. Und 1. Tim. 1, 17 steht das noch einmal. Und bei Judas Vers 25 noch einmal. Und wenn der Apostel so von Menschenweisheit redet, wie in dem oben vorangestellten Spruch, da sagt er ja wahrlich nicht, daß es Narrheit sei, wenn man wagt weise zu sein, sondern daß es Narrheit ist, wenn man sich für weise hält. 1. Kor. 3, 18 wird das ganz deutlich: „Niemand betrüge sich selbst. Welcher sich unter euch dünket weise zu sein, der werde ein Narr in dieser Welt, daß er möge weise sein." Dazu lese man noch im selben ersten Briefe an die Korinther (unter denen es viele Freunde hellenischer Weisheit gab, gewiß von sehr verschiedener Qualität) Kapitel 1, 17 usw.

Ich meine nun aber, es sei Zeit, dem Wort „weise" wieder ein wenig zu Hilfe zu kommen. Kräftig zu Hilfe zu kommen. Und wenn das Wort verloren gegeben werden müßte, der Sache. Denn wenn wir nicht endlich weise werden, so werden wir alle elendiglich umkommen.

Aber die Schrift sagt: „der allein weise ist"!?

Wiederum stehet auch geschrieben: „Darum sollt ihr vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist."

R

Der Erlösungsgedanke in Richard Wagners Parsifal

1. Wagner und Schopenhauer

Es ist bekannt, wie der Erlösungsgedanke sich durch das ganze Lebenswerk Wagners hinzieht. Schon in den Werken seiner Frühzeit, im Holländer, Tannhäuser, Lohengrin, bildet er das eigentliche Thema, noch bevor Wagner unter den Einfluß der Schopenhauerschen Philosophie geriet — ein Beweis dafür, daß dieser Gedanke im letzten Grunde seinem eigenen persönlichen Leben und Erleben entstammte. Auch in seinen Revolutionsjahren (1848—1854), als Feuerbachs Atheismus und Anthropologismus ihn in seinen Bann zog, war die Grundfrage für ihn die Frage nach der Befreiung der Menschheit von den auf ihr lastenden Nöten und Leiden; er sah jetzt diese Leiden vor allem in der sozialen und wirtschaftlichen Unterdrückung. Er hat damals eine tiefe Abneigung gegen Fabrikwesen und Technik in sich eingesogen, die er zeitlebens behalten hat. In der Fabrik sah er ein Bild tiefer Entwürdigung des Menschen; dem Christentum schrieb er wegen seiner einseitigen Verjenseitigung des Lebens und Vernachlässigung des Diesseits die Hauptschuld an solcher Entwürdigung zu. Und in der Rückkehr zur Natur und zum „Reinmenschlichen", d. h. eigentlich zur Menschenliebe, sah er das Heil für die Zukunft, wobei er nun doch auch Jesus preisen konnte als den ersten Verkündiger der allgemeinen Menschenliebe und als den, „der für die Menschheit litt"; er wollte ihn in merkwürdigem Bunde mit Apollo verehren, der die Menschheit zu ihrer „freudenvollen Würde" erhoben habe.

Dann trat Schopenhauer in Wagners Leben ein. In einem Brief an Franz Liszt (Herbst 1854), in dem er ihm die Entdeckung dieses Philosophen mitteilte, hob Wagner sogleich als das Entscheidende wieder den Erlösungsgedanken hervor: „Sein Hauptgedanke, die endliche Verneinung des Willens zum Leben, ist von furchtbarem Ernst, aber einzig erlösend." Er fügt hinzu, daß ihm der Gedanke zwar nicht neu gewesen sei, aber daß der Philosoph ihm denselben erst zur Klarheit gebracht habe. Der „Ring des Nibelungen" — in seiner endgültigen Fassung — sowie der „Tristan" sind die künstlerischen Offenbarungen dieser Schopenhauerschen Weltverneinung geworden. Auf den Bahnen Schopenhauers ist er dann bis zu seinem Ende geblieben. Zu ihm bekennt er sich noch in den letzten Schriften über „Religion und Kunst", die er 1880, also wenige Jahre vor seinem Tode, geschrieben. Aber man wird auch nur ganz allgemein sagen dürfen, er blieb in den Bahnen, d. h. in der Richtung Schopenhauers; die Linien, in denen er dachte, die Grundfragen und Begriffsformen seines Denkens blieben die gleichen. Dabei wandelten sich doch Inhalt und Ergebnisse seines Denkens in bemerkenswerter Weise ab. Und sein Bühnenweihfestspiel „Parsifal", dessen Werden von seinen Keimen an sich über die ganze Zeit von jener ersten Bekanntschaft mit Schopenhauer bis zur Vollendung im letzten Jahr vor dem Tode des Meisters, also fast über dreißig Jahre, erstreckt, ist das wichtigste Zeugnis dieser Wandlung geworden.

2. Das Leiden und die Sünde

Schopenhauerscher Pessimismus durchweht zunächst unverkennbar den ersten Akt des Dramas. Denn alles Lebendige ist hier dem Leiden verfallen. Amfortas zuvörderst, für dessen Leiden vergebens in aller Welt nach Linderung gesucht wird, weshalb er denn keinen andern Wunsch hat, als im Tode zu vergehen. Kundry alsdann, die rastlos, aber vergebens nach dem Heilmittel für Amfortas sucht und nun, müde des Lebens, nichts mehr will als Schlaf, Ruhe, aus der sie keiner weckt. Und im dritten Akt sehen wir die Fortsetzung und Steigerung dieses Leidens und der Sehnsucht nach Vernichtung: Amfortas begehrt in wildem Trotz den Tod, seine Ritter siechen mut- und führerlos dahin, auch Gurnemanz wartet auf sein Ende. Titurel aber, der erste Hüter des Grals, ist schon dem Tode verfallen, da der Gral, das Symbol der Erlösung, ihm keine Lebenskraft mehr spendete.

Auch die Natur nimmt an diesem Leiden teil, der Schwan erleidet den Tod von Menschenhand (1. Akt), und Halm und Blume werden für gewöhnlich von des Menschen Fuß zertreten (3. Akt). So ist alles Leben Leiden und sehnt sich nach Aufhebung des Leidens, die nur in der völligen Vernichtung, im Tode, erreichbar scheint.

Worauf aber beruht dieses Leiden? Auf nichts anderem als auf der Sünde. Amfortas ist sündig geworden, als er, statt das Böse (Klingsor) zu bekämpfen, dem Zauber des verführerischen Weibes verfiel. Nun quillt gerade dann das heiße Sündenblut in ihm auf, wenn er der Erlösungsmacht des Grals gegenübersteht, und die Erlösung kann ihm nicht zuteil werden. Und Kundry ist sündig geworden, da sie den Heiland sah und lachte und nun, obwohl von Sehnsucht nach dem Erlöser verzehrt, muß sie immer wieder lachen, wenn sie seinem Auge begegnet, und gerade dann, von Sinnenlust überwältigt, einem Sünder in die Arme sinken.

Auch dies ein Schopenhauerscher Gedanke: Der sinnliche Trieb, die Sinnenlust, der im Grunde sinnlose, dunkle Lebensdrang ist es, der zum Leben, aber eben zum leidvollen Leben führt. Doch hier weicht nun der Schüler schon in einem wesentlichen Zuge ab von seinem Meister. Es liegt nämlich nicht im tiefsten Wesen und Grund des Lebens selbst, daß Sünde und damit Leid da sein muß in der Welt — dies der Grundgedanke Schopenhauers —, sondern die Sünde ist eingetreten in die ursprünglich reine Welt in einem Sündenfall, sie ist Schuld und hat die Welt verdorben. Amfortas war der reine Hüter des Grals, aber er fiel in der Stunde der Versuchung, gerade als er sein heiliges Werk ausüben wollte. Und ähnlich Kundry. Und Parsifal, der Töter des Schwans, trägt erst den Mord hinein in den reinen Frieden der Natur. Das ist keine naturalistisch verstandene Sünde mehr, sondern sie wird sittlich-religiös verstanden, sie ist, wie bei Amfortas und Kundry ganz deutlich wird, Befleckung des Heiligen, Göttlichen, schärfster Gegensatz zum Guten, Gottgewollten. Parsifal erkennt, da er wissend wird, als des „Weltenwahns Umnachten": gerade „in höchsten Heiles heißer Sucht nach der Verdammnis Quell zu schmachten".

3. Entartung und Erlösung

In seiner Abhandlung über „Religion und Kunst" (1880) gibt Wagner selbst die Erklärung für diese seine Abweichung vom Schopenhauerschen Pessimismus. Er führt da (im Anfang des dritten Abschnitts) aus, die pessimistische Weltansicht erscheine nur unter der Voraussetzung als berechtigt, daß sie sich auf die Beurteilung des geschichtlichen — also nicht des vorgeschichtlichen, naturhaften — Menschen begründe. Aber er selber nimmt dann eine „später eingetretene Entartung der vorgeschichtlichen Naturanlage" des Menschen an, worauf sich erst die allgemeine Sündhaftigkeit der Menschheit zurückführen lasse. Wagner glaubt, daß der Mensch durch den „Tiermord" zum „Raubtier" geworden sei. Auch hier spielen freilich Schopenhauersche Gedanken mit, vor allem die Grundauffassung von der Einheit alles Lebendigen und von der Täuschung der sinnlichen Vorstellung, für die diese Einheit des Lebens in die Vielfältigkeit der Einzelwesen zerfällt. So tötet der Mensch das Tier, des gemeinsamen Willens zum Leben vergessend, und von da leitet sich alle Gewaltübung, Unterdrückung und Beraubung auch unter den Menschen her. Aber das ist eben für Wagner Entartung und Schuld. Und er kann sich nicht genug tun in der Darstellung der „Raub- und Blutgier", dieser zunehmenden „Degeneration" der Menschheit, der alle Zivilisation, Wissenschaft und Technik dienen müsse, die Wissenschaft z. B. in der Folter der „Vivisektion", die Technik in der Verfertigung alljährlich sich vergrößernder Riesenkanonen und Panzermauern.

Aber nun gibt es doch auch eine Erlösungsmacht in der Welt, und das Symbol dieser Erlösungsmacht ist in der Dichtung der heilige Gral. Ohne Zweifel wirkt in diesem der mittelalterlichen Dichtung entnommenen Symbol das Christentum ein. Aber Wagner bleibt hier zunächst doch noch in der Linie des Schopenhauerschen Denkens. Denn der Gral weist hin auf das Opfer des Fleisches und Blutes Christi, auf den „zu qualvollem Leiden am Kreuze ausgespannten Leib"

des Erlösers als den „höchsten Inbegriff aller mitleidvollen Liebe". Es ist das Mitleiden, das nach Schopenhauers tiefsinniger Lehre die Einheit des Lebens wiederherstellt und so eine wenigstens vorläufige Erlösung vom Leiden schafft. Wagner spricht von der „hinreißenden" Wirkung dieses Leidensbildes Christi, das auch andere zu höchstem Mitleiden, zur Nachahmung durch Brechung des selbstsüchtigen Willens führe.

Darin liegt nun für ihn die höchste Offenbarung dessen, was er das „Göttliche" nennt. Denn dieses Mitleiden ist nichts anderes, als die Umkehr des Willens zum Leben, und das ist das größte Wunder, das man sich denken kann, denn es bedeutet die Aufhebung der Gesetze der Natur selber. Was solche Umkehr bewirkt, muß also „weit über die Natur erhaben" und von „übermenschlicher" Gewalt sein. Jesus nannte es in der mythischen Sprache der Religion den „himmlischen Vater", als dessen „Sohn" er zu den „Armen an Geist", zu „seinen Brüdern" gesandt war.

Wir dürfen annehmen, daß in dieser mythischen Ausdeutung der biblisch-religiösen Begriffe der Einfluß Feuerbachs neben dem Schopenhauers noch nachwirkt.

Wagner hatte keinen Gottesglauben und keine Gottesvorstellung im biblisch-christlichen Sinne. Er leitet seine Abhandlung mit dem Gedanken ein, daß es der Kunst vorbehalten sei, „den Kern der Religion zu retten, indem sie die mythischen Symbole, welche die erstere im eigentlichen Sinne als wahr geglaubt wissen will, ihrem sinnbildlichen Werte nach erfaßt, um durch ideale Darstellung derselben die in ihnen verborgene tiefe Wahrheit erkennen zu lassen". Der Kern „jeder wahren Religion" aber ist ihm die „Erkenntnis der Hinfälligkeit der Welt und der hieraus entnommenen Anweisung zur Befreiung von derselben", also kurz gesagt die Erkenntnis vom Leiden und von der Erlösung.

4. Die Musik im Dienst der Wiedergeburt

Wir haben gesehen, wie das Leiden in Wagners Dichtung zum Ausdruck kommt. Die Frage ist nun: wie kommt es zur Erlösung vom Leiden? Auch dafür ist uns schon die Antwort gegeben: sie kann nur kommen durch die Offenbarung des Mitleidens, „wie sie am höchsten, göttlichsten" in dem Leiden des Erlösers am Kreuz gegeben ist.

Aber nun ist ja der Gral, das Symbol und Mittel dieser Erlösung, gebunden in seiner erlösenden Wirkung. Der Quell des Heils ist versiegt, und ungestillt bleibt die Sehnsucht der Leidenden nach der Erlösung. Wie haben wir das zu verstehen? Wagner gibt uns auch dafür in seiner Abhandlung die Erklärung. Am Verfall der geschichtlichen Menschheit nimmt auch die Religion teil. Der Heiland ist zwar erschienen, um durch sein Beispiel den Weg der Erlösung zu weisen, er gab sein Fleisch und Blut als „letztes höchstes Sühnopfer für alles sündhaft vergossene Blut und geschlachtete Fleisch dahin". Damit verbindet Wagner seine eigentümliche Deutung des Abendmahls als einer Wiedereinführung der Pflanzennahrung — wir können sie auf sich beruhen lassen, die eigentliche Bedeutung liegt ihm doch in der Offenbarung höchster, mitleidsvoller Liebe. Aber nun ist diese Offenbarung verhüllt, überdeckt, verdorben in der Geschichte der christlichen Kirche, und zwar vor allem durch die Einbeziehung des Judentums in die Ausbildung des christlichen Glaubens. Die bekannte Abneigung Wagners gegen das Judentum kommt hier zur Geltung. Das Judentum, aus dem das Christentum angeblich hervorgegangen sein sollte — schon Wagner zweifelt, ob Jesus, der Galiläer, von jüdischem Stamme gewesen sei —, teilte dem Christentum sein Streben nach Gewalt und Herrschaft mit. Unter dem Zeichen des Kreuzes zwar, aber mit Anrufung Jehovas und seiner Vorkämpfer Moses, Josua und Gideon zogen christliche Heere, wie die Puritanerheere Englands, zu Raub und Blutvergießen aus. „Offenbar", sagt Wagner mit beißendem Spott, „ist es nicht Jesus Christus, der Erlöser, den unsere Herren Feldprediger vor dem Beginne der Schlacht den um sie versammelten Bataillonen zum Vorbild empfehlen; sondern, nennen sie ihn, so werden sie wohl meinen: Jehova, Jahve, oder einen der Elohim, der alle Götter außer sich haßte und sie deshalb von seinem treuen Volke unterjocht wissen wollte".

Dennoch ist Wagner überzeugt, daß „Regeneration" möglich sei, und in dieser Ueberzeugung geht er nun wieder über Schopenhauer hinaus. Und zwar glaubt er, daß sie nur auf dem „tiefen Boden einer wahrhaften Religion erwachsen könne". Diese Religion muß aber nicht erst neu gestiftet werden. Der Erlöser ist da; wir haben sein Bild in der Geschichte vor uns; es gilt nur, ihn ins Herz aufzunehmen. Dazu aber kann und will nun die Kunst dienen. Das edelste Erbe, das uns die Kirche hinterließ, ist nach Wagner die „alles klagende, alles sagende, tönende Seele der christlichen Religion", die „heilige Musik". „Ueber alle Deutbarkeit des Begriffes hinaus offenbart uns aber der tondichterische Seher das Unaussprechbare: wir ahnen, ja wir fühlen und sehen es, daß auch diese unentrinnbar dünkende Welt des Willens nur ein Zustand ist, vergehend vor dem Einen: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!" Wagner glaubt es, daß „das vollendete Gleichnis des edelsten Kunstwerkes" durch seine „entrückende Wirkung auf das Gemüt" „sehr deutlich uns das Urbild auffinden lassen" werde, das alsdann notwendig „in unserm von Liebe, Glaube und Hoffnung erfüllten Innern sich offenbaren müßte". Mit andern Worten, die Kunst soll uns zu dem Urbild des Leidens und Mitleidens, zum Erlöser führen und uns seiner Erlösung teilhaftig werden lassen. Und so schließt Wagner seine Ausführungen mit dem Bekenntnis: „Wir glauben an die Möglichkeit dieser Regeneration und widmen uns ihrer Durchführung in jedem Sinne."

5. Parsifal als der Erlöser

Unter der Anleitung dieser Gedanken müssen wir Wagners Parsifal zu verstehen suchen. Wobei wir uns freilich bewußt bleiben, daß das Beste und Eigentlichste, die Sprache der Töne, dabei fehlt. Und es muß sogleich gesagt werden, daß in der Sprache der Vorstellungen und Begriffe, wie sie in der Wortdichtung vorliegt, manches dunkel bleibt, das sich nicht rein für unser Verständnis auflösen läßt.

Parsifal soll, „durch Mitleid wissend, der reine Tor", zum Retter der Leidenden, zum Erlöser des Gottesheiligtums selber, also zum zweiten Heiland werden. Nur so konnte offenbar Wagner symbolisch den Gedanken der Regeneration darstellen. Der Heiland muß gewissermaßen wiederkehren zu den Menschen, sein Mitleiden muß erneuert werden in einer zweiten Erlösergestalt. Im Grunde sollte freilich diese neue Erlösungswirkung ausgehen von der ein für allemal in dem geschichtlichen Heiland vorhandenen Erlösungskraft; aber dann wäre ja der Gedanke der Degeneration, der nach Wagner auch die Religion verfallen war, durchkreuzt worden. So mußte Parsifal denn aus eigener Kraft zum Erlöser werden. Durch seine Erlösungstat aber sollten jene gebundenen Erlösungskräfte wieder freigemacht werden. Wir verstehen so das geheimnisvoll dunkle Schlußwort der Dichtung: „Höchsten Heiles Wunder! Erlösung dem Erlöser!"

„Durch Mitleid wissend" aber wird Parsifal, indem er in die gleiche Versuchung gerät, in der Amfortas gefallen ist. So erfährt er selbst das Leiden der Sinnlichkeit, diesen tiefsten Grund alles Leidens in der Welt. Aber er erfährt es, ohne selbst diesem Leiden mit seinem Wesen zu verfallen, ohne sündig zu werden; er bleibt in der Versuchung der Reine. Aber nun weiß er, wie es um die Andern, die Leidenden steht; ja wie es auch um den Heiland selbst steht, dessen Klage er vernimmt: „Erlöse, rette mich aus schuldbefleckten Händen!" Er ist „welt-hellsichtig" geworden, wie Kundry ihm bezeugt, er weiß nun, durch die Versuchung hindurchgegangen, was gut und böse ist, wovon er, der reine Tor, im ersten Akt noch nichts wußte. Und so kann er, ohne selbst dem Leiden und dem Bösen verhaftet zu sein, zum Welterlöser werden: „Die Welt erlöse! Ist dies dein Amt — schuf dich zum Gott die Stunde" (Kundry).

Auch das gehört wieder zu den Grundgedanken Schopenhauers, daß erst durch das Mitleiden der ursprünglich blinde Lebenswille seiner selbst bewußt wird und daß er dadurch erst aufgerufen wird zur Arbeit an der Aufhebung des Lei-

dens. Wagner spricht von der „Schule des Leidens", die freilich nach ihm, anders wie bei Schopenhauer, erst die Folge des „Abfalls" der Menschheit ist; durch sie soll die Menschheit dazu geführt werden, ihren „Schaden mit Bewußtsein wieder zu verbessern".

Offenbar aber geht Wagner in dieser Szene darin wieder über Schopenhauer hinaus, daß er über das Mitleiden und Wissen hinaus die Reinheit seines Helden so stark betont. Das hängt zusammen mit jener schon berührten ersten Abweichung von Schopenhauers Pessimismus, wonach die Sünde ihm nicht schon zum Urwesen der Welt gehört. Bei Schopenhauer genügt schon das Mitleiden und die dadurch gewonnene Erkenntnis, d. h. die leidenschaftslose philosophische Betrachtung des Weltlaufs, um sich und den Andern das Leiden tragen zu helfen. Der Sinnentrieb aber ist über alle in gleicher Weise verhängt. Parsifals Reinheit dagegen erinnert uns an jenes Wort über Christus: „Der in allem versucht ward, doch ohne Sünde." Und unverkennbar wächst die Gestalt Parsifals zunehmend im dritten Akt mit der des Christus zusammen: Die Fußwaschung erinnert an die große Sünderin, die Erlösungstaufe, die er an Kundry vollzieht, an die Taufe, die Christus eingesetzt hat. Immer mehr erscheint Parsifal als der Heilige, voll überirdischer Hoheit, als der zweite Heiland. Freilich wird bei dieser Zeichnung wohl der frühe Entwurf Wagners zu einem Drama „Jesus Christus" mitgewirkt haben, in dem Maria Magdalena von ihrer sündigen Liebe zum Heiland zu reiner, entsagender Liebe bekehrt wird.

6. Widerspruch zwischen Erlösertum und Erlösungsbedürfnis bei Parsifal

Im dritten Aufzuge taucht nun freilich noch eine letzte Schwierigkeit für das Verständnis auf. Warum kann Parsifal, der die schwerste Versuchung bestanden hat, der dem teuflischen Zauberer den heiligen Speer entreißen und den ganzen höllischen Spuk vernichten konnte, nun nicht sogleich sein Erlösungswerk vollziehen? Warum muß er nun erst auf „pfadlosen" Wegen umherirren, „zahllose Nöte, Kämpfe und Streite" bestehen, ja in Verzweiflung geraten über seiner „Sünden und Frevel Schuld"? Warum muß er selbst erst noch erlöst und durch das Wasserbad „fleckenrein" gewaschen werden?

Wagner sucht selbst nach einer Motivierung, einmal durch Kundrys Fluch, der Parsifal den Gral nicht finden lassen soll, und dann durch die auf der Gralsburg versäumte Frage. Aber wie kann Kundry den nach ihren eigenen Worten schon zum Welterlöser Gewordenen noch wirksam verfluchen? Ihr Fluch hindert ja auch nicht, daß er am Schluß des zweiten Aktes die Zaubermacht des Bösen (Klingsors) zerstört und den heiligen Speer, das andere Symbol der Erlösung neben dem Gral, zurückgewinnt. Und wie kann jene versäumte Frage eine Schuld bei dem „reinen Toren" bedeuten, der damals noch nicht „durch Mitleid wissend" geworden war?

Es ist Wagner nicht gelungen, diese Widersprüche in seiner Dichtung auszugleichen. Sie erklären sich aber aus der Entstehungsgeschichte des Parsifal. Die Karfreitagsszene im dritten Akt war die Keimzelle des Dramas. Am Karfreitag des Jahres 1857, als er die Frühlingslandschaft vor sich sah, klang in ihm das Wort aus Wolframs Dichtung auf: „Du sollst nicht Waffen tragen an dem Tage, da der Herr am Kreuze starb." Und er erzählt, daß er von da aus flüchtig sein Drama schon in Gedanken entworfen habe. Es war also der Parzival der mittelalterlichen Dichtung, der irrende, selbst nach dem Heil suchende, der ihm damals vor der Seele schwebte. Im Sommer 1858 schrieb er an Mathilde Wesendonk die Worte: „Wo find' ich dich, du heil'ger Gral, dich sucht voll Sehnsucht mein Herze." In der Karfreitagsszene sollte ursprünglich — der Dichtung Wolframs entsprechend — Parsifal auch zum „Erlöser" geweiht werden. Denn am 1. Oktober 1858 schrieb er an Mathilde über das Mitleiden mit der Kreatur, wodurch der Mensch zum Erlöser der Welt werde, indem er den Irrtum alles Daseins erkenne. „Diese Bedeutung wird Dir einmal an dem dritten Akt des Parzival, am Karfreitagmorgen, klar werden." Offenbar schwebte ihm dabei schon der Gedanke von der „entsündigten Natur" vor, die am Karfreitag ihren „Unschuldstag" erwirbt, und die der Mensch, selbst durch das Leiden des Erlösers beseligt, mit zarter Schonung hegt.

Später aber trat ihm, wie der Briefwechsel mit Mathilde zeigt, Amfortas als Mittelpunkt und Hauptgegenstand der Dichtung in den Vordergrund. Dann aber sollte Parsifal wiederum dessen Erlöser werden, und dadurch wurde Wagner genötigt, Parsifals „Entwicklung, seine erhabenste Läuterung ... wieder in den Vordergrund zu stellen". Wir kennen diese Entwicklung, diese Läuterung aus dem ersten und zweiten Akt der Dichtung. So erklärt sich die Unausgeglichenheit zwischen dem dritten und zweiten Akt daraus, daß der Parsifal des dritten Akts, der Gralssucher der Wolframschen Dichtung, dem Dichter früher vor der Seele stand, als der von ihm geschaffene Erlöser des zweiten Akts. Es ist ihm später nicht mehr gelungen, die dadurch hervorgerufenen Widersprüche zu beseitigen.

7. Erlösung nicht zum Tode, sondern zum Leben

Schließlich ist Wagner aber noch in einem ganz entscheidenden Punkt seines Erlösungsgedankens über Schopenhauer hinausgewachsen. Die Erlösung ist ihm nicht mehr wie diesem Verneinung des Willens zum Leben. Dann müßten Amfortas, Kundry und alle die Leidenden ja recht behalten mit ihrer Sehnsucht nach dem Tode und der Vernichtung. Parsifal aber erlöst sie nicht zum Tode, sondern zum Leben. Dazu sind die Gralsritter bestimmt, und dazu sollen sie aus ihrem Heiligtum, aus dem Genuß des Weines und Brotes, immer neue Kraft gewinnen, daß sie „treu bis zum Tod, fest jedem Mühen" ihr Werk verrichten. So verbindet sich die Erlösungssehnsucht mit dem Verlangen zum Dienst, Kundry will, nachdem Parsifal sie überwunden, nichts als „dienen, dienen". Und Amfortas stirbt nicht, er wird von seiner Todessehnsucht befreit zu neuem Leben und Dienst mit seinen Rittern. Worin aber dieser Dienst besteht, ist deutlich: die Ritter wirken „des Heilands Werke". Sie setzen unter der „hinreißenden" Wirkung seines Bildes das „Göttliche" fort, das in ihm, in seinem Kämpfen und Leiden für die Menschheit erschienen ist. Es ist dasselbe, was Goethe als das „Göttliche" bezeichnete: „Den Guten lohnen, den Bösen strafen, heilen und retten, alles Irrende, Schweifende nützlich verbinden", vor allem aber im Sinne Wagners: nicht in waffenstarrender Rüstung zur Gewaltübung schreiten, sondern für den Frieden wirken in der Menschheit wie in aller Kreatur.

Wir dürfen in dieser positiven Wendung des Erlösungsgedankens den Sieg des christlich-germanischen Geistes über die buddhistisch-indische Gedankenrichtung Schopenhauers sehen. So hat sich im Mittelalter der germanische Geist lange und heftig gewehrt gegen mönchische Weltflucht und Weltverneinung. Keine von den großen Ordensgründungen ist auf deutschem Boden geschehen; nachdem es aber einmal Fuß gefaßt, ist das Mönchtum nirgends so arbeits- und kulturfreudig gewesen als in deutschen Landen. So hat auch Wolfram von Eschenbach in seiner Parzivaldichtung Gott und Welt bejaht:

Wes Leben so sich endet,
Daß er Gott nicht entwendet
Die Seele durch des Leibes Schuld
Und er daneben doch die Huld
Der Welt mit Ehren sich erhält,
Der hat sein Leben wohl bestellt.

Und ähnlich wollte Walther von der Vogelweide die Welt mit ihrer Ehre und fahrendem Gut und Gottes Huld zusammen „in einem Schrein" vereinigt haben. Auf deutschem Boden aber ist endlich der Reformator entstanden, der die Klosterpforten zerbrach und den geringsten Dienst in der Welt und für die Welt höher schätzte als alle mönchische Weltflucht und Heiligkeit.

*

Muß man noch fragen, ob die Losung, die Richard Wagner in seinem Parsifal dem deutschen Volk hinterlassen hat, uns heute noch, da ein halbes Jahrhundert seitdem verstrichen ist und das Angesicht der Welt sich gewandelt hat, etwas zu be-

deuten hat? Gibt es überhaupt eine Losung, die mehr in unsere Zeit, zumal seit der völkischen Wandlung, hineinpaßte, als die des tatkräftigen Mit-Leidens, Mit-Tragens und Mit-Helfens? Wir hören auch von anderer Seite her ein ähnliches Losungswort über unser Volk und über Europa hinrufen, es ist das Wort des Helfers vieler Leidenden in der Menschheit und in der stummen Kreatur, Albert Schweitzers, und lautet: „Ehrfurcht vor dem Leben!" Und auch dieses Wort gründet sich auf jene Erlösungskräfte, die einmal Wirklichkeit geworden sind und seitdem Wirklichkeit bleiben in unserer argen Welt in dem Heiland, der am Kreuze starb. Im Blick auf ihn allein mag das Leiden in der Welt, wo nicht verständlich, so doch tragbar werden. Da gibt es freilich kein Verstecken vor dem Leiden, und die furchtbare Wahrheit der Schopenhauerschen wie der Wagnerschen Weltauffassung wird bestätigt. Aber anderseits gehen doch vom Kreuz auch, wie wir mit Richard Wagner glauben, unversiegliche Kräfte des Mitleidens und Füreinanderleidens und Wirkens aus, und nicht der Tod, sondern das Leben behält das letzte Wort.

Freilich wird sich diesem Erlösungsglauben gegenüber, wie wir ihn bei Richard Wagner finden, die Frage erheben: wo bleibt der metaphysische Grund und Hintergrund dieser Erlösung? Spielt sich nicht schließlich alles nur im Reinmenschlichen ab? Aber auch Wagner macht, wie wir sahen, ehrfürchtig halt vor dem „göttlichen" Wunder der Umkehr des eigensüchtigen Willens, hier geschieht „Uebermenschliches", „höchsten Heiles Wunder". Da reicht kein rationales Erkennen mehr aus, und Unbegreifliches wird zur Wirklichkeit, das nur in mythischen Symbolen sich fassen läßt: „Das Unbeschreibliche, hier ist es *getan*." Sollten wir uns nicht, dem Geheimnis gegenüber, genügen lassen dürfen an dem Wort Jesu, daß es nicht auf das „Herr-Herr-Sagen" und nicht auf metaphysische Deutungen ankommt, sondern darauf, den Willen zu *tun* seines „Vaters im Himmel"?

Frankfurt a. M. Julius Richter

Gedanke und Tat

Früher habe ich einmal in einem Aufsatz gesagt, daß das Christentum sozialste Grundhaltung bedingt. Nun bin ich mir bewußt, daß sich das auf dem Papier sehr gut ausnimmt, aber dennoch völlig wertlos ist, wenn es eben nicht zur Tat wird. Einer der bekanntesten Kulturphilosophen unserer Tage, Oswald Spengler, bekennt sich in seinem jüngsten Werk „Jahre der Entscheidung" zur Ueberzeugung, daß die Welt ausschließlich aus der Tat besteht, nicht aus Gedanken. Es ist interessant, in der „Zeitschrift für Geopolitik" eine Besprechung von dem Weltreisenden Colin Roß zu finden, worin er sich auf das gerade Gegenteil festlegt, indem er das Weltgeschehen als eine Funktion des Gedankens, und nicht der Tat, nachzuweisen versucht.

Wo steht der gläubige Christ? Am Anfang des Johannes-Evangeliums, das am meisten von den geistigen Tiefen des Heilandes berichtet, steht: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort." Wir wissen, daß „das Wort" hier den Sinn des griechischen „Logos" hat, d. h. soviel wie der in Worte gekleidete Gedanke. Damit scheint der Streit schnell zugunsten des Gedankens entschieden zu sein. Das wäre jedoch eine Auslegung, die unserem natürlichen Empfinden völlig zuwiderläuft. Goethe hat diesen Zwiespalt vor uns empfunden, wenn er Doktor Faust sagen läßt:

„Geschrieben steht: Im Anfang war das Wort!
Hier stock' ich schon, wer hilft mir weiter fort?
Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen,
Ich muß es anders übersetzen,
Wenn ich vom Geiste recht erleuchtet bin.
Geschrieben steht: Im Anfang war der Sinn.
Bedenke wohl die erste Zeile,
Daß deine Feder sich nicht übereile!
Ist es der Sinn, der alles wirkt und schafft?
Es sollte stehn: Im Anfang war die Kraft!
Doch auch, indem ich dieses niederschreibe,
Schon warnt mich was, daß ich dabei nicht bleibe.
Mir hilft der Geist! Auf einmal seh' ich Rat
Und schreib' getrost: Im Anfang war die Tat!"

Ist Goethe hiermit ein Ketzer? Kaum. Die Sache ist doch wohl so, daß bei Gott Gedanke, Wort und Tat eins sind. Man lese einmal 1. Mos. 1. Immer wieder heißt es: „Gott sprach." Es waren immer nur wenige Worte, aber welch gewaltige Wirkungen! „Denn so er spricht, so geschieht's, so er gebeut, so stehet's da." Ebenso ist es auch mit den Gedanken Gottes. Als die Not des Volkes Israel überhand nahm, und sie schrien und seufzten, *gedachte* Gott an seinen Bund mit Abraham, Isaak und Jakob (2. Mos. 2, 24, 25), und er sah darein und nahm sich ihrer an. Die Gedanken Gottes haben Taten zur Folge gehabt.

Bei uns Menschen ist meistens das Gegenteil der Fall. Mit Recht verspotten wir solche Leute, die ihre Jahre mit Geschwätz zubringen, aber ist es nicht bei uns Allen mehr oder weniger so? Wieviel unnütze Worte werden jeden Tag geredet, wieviel Gedanken kommen und gehen wie ein Wind, ohne irgendwelchen Wert zu schaffen! — Wenn wir einen Blick tun in die Weltliteratur unserer Tage, müßte man glauben, daß unvergängliche Werte hier geschaffen werden! Aber zehn Jahre später ist bestimmt über die Hälfte davon vergessen.

Wir wollen in ein heroisches Zeitalter hineingegangen sein. Nun damit, daß es von diesem oder jenem festgestellt wird, sind *wir* noch lange keine Helden. Heroismus ist an und für sich überhaupt nicht an eine Weltanschauung gebunden; in Rußland finden wir bestimmt ebensoviel heroische Grundhaltung wie in Japan. Nur das ist der Ausdruck des Heroischen, daß man das Gedachte auch tut, ganz gleich wo und wann wir es tun.

Hiermit treffen wir den Kern des Christentums. Was nützte es uns, wenn Jesus uns nur eine Lehre gebracht hätte, aber nicht durch sein Leben und Sterben uns seinen göttlichen Auftrag offenbart hätte? Der Jünger ist nicht über seinen Meister, noch der Knecht über den Herrn. Hat er einen solchen Weg gehen müssen, so gibt es auch für uns nichts anderes. „Was heißt ihr mich aber Herr, Herr, und *tut* nicht, was ich euch sage?"

Das ist der Jammer der gesamten Christenheit. Viel Worte, viel Lehre, viel Dogmen, aber keine Tat. Du bist nicht dann schon ein besserer Christ, wenn du erkannt hast, daß allein die Großtaufe biblisch ist, sondern wenn du größere und bessere Taten aufzuweisen hast als der Kirchenchrist. Ohne Tat ist die klarste und reinste Lehre keinen Pfifferling wert. Was denkt Gott wohl über die vielen Christen, die in Kirchen, Kapellen und Sälen ihn mit dem Munde loben, aber in ihrem engsten Familienkreise den Namen Christi in den Staub ziehen? Und wenn Jeder von uns das, was er Gutes „redet", auch „tun" würde, wäre die gesamte Christenheit ein Herz und eine Seele.

Die Tat ist größer als der Gedanke. Hiermit kehren wir nur zur natürlichen Ordnung der Dinge zurück. Jesus macht die Tat zum Angelpunkt des Christentums. „Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr, in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen *tun* meines Vaters im Himmel." Darum, an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Also die Wiedergeburt und die Geistestaufe, die nicht Frucht trägt, kann nie rechter Art sein. Der Prediger, der Jesus Christus uns vor die Augen malt, als wäre er unter uns gekreuzigt, und der durch sein liebloses, kaltes Wesen das Gegenteil offenbart, ist ein falscher Prophet. Das Gotteskind, das bezeugt: „Christus hat mich freigemacht" und das doch launisch und mürrisch ist, ist heuchlerisch. Ich habe soviel innere Gotteskraft, als nach außen Tat da ist. Wie die Frucht ein Erkennungszeichen der Güte eines Baumes, so ist die Tat der sichtbare Ausdruck christlicher Haltung und Spiegelbild der Gedankenwelt.

Welches ist denn nun die christliche Tat? Der Gesamtnenner ist: „Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüte. Dies ist das vornehmste und größte Gebot. Das andere aber ist dem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. In diesen zweien Geboten hanget das ganze Gesetz und die Propheten." Die ausgesprochen christliche Tat ist die Tat der Liebe. Gutes

und Barmherzigkeit werden mir folgen mein Leben lang, und — ich werde bleiben im Hause des Herrn immerdar. „Gutes und Barmherzigkeit" heißt nicht Almosen geben, sondern viel mehr, sich fortwährend aus Liebe zu Gott und zu den Brüdern zu opfern. Paulus ging so weit, daß er seine ganze ewige Seligkeit dahingeben wollte, wenn dadurch Israel Jesum als seinen Herrn erkannt hätte. Röm. 9, 1—4.

Es gibt eine Legende, die vom Selbstopfer zu erzählen weiß: Ein Mann fiel in eine tiefe Grube, aus der er sich selber nicht befreien konnte. Da ging Buddha an ihm vorüber, der sprach zu ihm: „Du mußt nun hier bleiben, bis du es gelernt hast, dein Schicksal in völliger Ruhe hinzunehmen." Dann kam Konfuzius und sagte: „Du mußt dich mit den Händen an den aus den Seitenwänden der Grube hervorschießenden Pflanzen hochziehen." Doch vermochte er dieses nicht. Hierauf trat Mohammed heran, der beugte sich zu ihm nieder und versuchte ihn herauszuziehen, jedoch vergeblich, seine Kraft reichte nicht aus. Zuletzt erschien Christus, der sah die Not, sprang in die Grube und sagte zu dem Unglücklichen: „Stelle dich auf meine Schultern, dann kannst du mit den Händen den oberen Rand erreichen und dich hochziehen." Und er kam heraus. — Das ist christliche Tat, die dem Nächsten aus reiner Liebe zum zeitlichen und ewigen Leben verhilft.

Wenn ich einem Bettler ein Almosen gebe, so wird er wohl meinen, ich sei barmherzig, aber noch lange nicht, daß ich ihn über alles liebe. Jede Religion und Philosophie mag uns Wohltaten erweisen. Christus hat sich selber ganz und gar auf- und hingegeben. Mit vollem Bewußtsein hat er sich unter den Willen seines Vaters gebeugt, auf daß wir Frieden hätten. Ein anderes Evangelium gibt es nicht, und wer ihm mit solchen Taten nachfolgt, ist ein Christ. Alles andere ist unecht und nicht von Bestand. — Quo vadis, Christenheit?

Bremen Karl Dogge

Hegel und der Angriff auf die Sinndeutung der Geschichte

Wir stehen ohne Zweifel in einer Zeit, in der die alten Sinngebungen fragwürdig geworden sind, wir stehen in einer Zeit, die neu ihren Sinn, ihr Ziel, ihre Aufgaben sich erkämpfen und erobern muß. Wir wissen, daß Sinn des Seins kein Dasein hat, sondern immer neu existent, d. h. als Sinn verstanden und verwirklicht werden muß. Darum ist heute die Frage nach dem Sinne der Geschichte so vordringlich, darum ist unser Ringen um den Wert geschichtlichen Lebens, unser Fragen nach der eigenen Geschichtlichkeit so eindringlich geworden.

Eins ist merkwürdig: mit dem Fragwürdigwerden der sogenannten „alten" Sinngebungen hat man den Wert der Sinngebung, der universalen Sinndeutung, überhaupt aufgegeben. Mit Recht ist von einem Angriff auf die Sinndeutung der Geschichte gesprochen worden. Unsere Zeit will etwas Neues, sie will etwas für sich selbst Bedeutendes und Bedeutsames, sie verzichtet auf universale Heilserkenntnis oder allgemeine Ideenkonstruktionen. Sie will aus der eigenen geschichtlichen Situation heraus existentiell von Geschichte reden, nicht von der Deutung des geschichtlichen Lebens überhaupt, sondern von Geschichte als der spezifischen Seinsweise des menschlichen Lebens. Anerkenntnis des Seins dieser unserer Situation ist das Entscheidende, nicht aber Erkenntnis eines universellen Sinnes dieser Situation. In diesem Punkte unterscheiden sich die modernen Theorien der Geschichtlichkeit grundsätzlich von der letzten großen Geschichtsphilosophie, wie sie im Systeme Hegels uns vorliegt. Zugleich aber wird sich zeigen, daß auch Hegel diese Probleme gesehen und ihnen eine Lösung gegeben hat.

1. Erfahrung und Deutung der Geschichte

Man kann wohl sagen, daß es heute keine Besinnung auf das Wesen und den Sinn der Geschichtlichkeit der Geschichte, d. h. der Geschichte als Geschichte, gibt, die nicht dem Systeme Hegels und seinen metaphysischen Grundlagen verpflichtet wäre. Weil das so ist, wird gerade der Kampf um dieses System mit besonderer Heftigkeit geführt, und der Streit für oder wider den Idealismus kann nur an Hegels System letzthin und endgültig entschieden werden.

Schon in den „Theologischen Jugendschriften", jenen ersten, von glühendem Leben durchpulsten Schriften Hegels, am stärksten in der „Phänomenologie des Geistes", dringt Hegel tief in das Wesen der Geschichtlichkeit ein, sucht er das alle Philosophie immer von neuem bedrängende Problem zu lösen, wie die Geschichtlichkeit des menschlichen Lebens mit der Uebergeschichtlichkeit des absoluten Wissens zu vereinen sei, deckt er die innerste Dialektik von Zeit und Ewigkeit auf. Das Verhältnis von Zeit und Geist, eines der entscheidendsten Probleme alles Philosophierens, ist das Leitmotiv der metaphysischen Grundlegung der Geschichtlichkeit bei Hegel. Heute steht im Mittelpunkte akademischer Diskussion das Werk „Sein und Zeit" von Martin Heidegger.[1]) In ihm glaubt die heutige Generation das Wesen der Geschichtlichkeit des Menschen zeitgemäß begriffen. Wo liegt der wesentliche Unterschied von „Geist und Zeit" und „Sein und Zeit"?

Hegel will als Philosoph den Sinn der Geschichte begreifen. Er redet nicht von der Not unserer Existenz, weil er sie als solche nicht kannte, er treibt Geschichtsphilosophie, nicht nur „Existenzerhellung", wie Karl Jaspers sie fordert; er verfolgt die Verwirklichungen des absoluten Geistes in der Zeit, er bestimmt den Ort einer jeden Epoche innerhalb dieser Stufen der Verwirklichung. Und er geht vor allem — dies unterscheidet ihn von der Geschichtsauffassung der sogenannten dialektischen Theologie — über die bloß persönliche „Begegnung", die bloße „Ich-Du-Beziehung" in seinem Verhältnis zur Geschichte hinaus, in der Erkenntnis, daß es in der Geschichte um das Menschliche, das Geistige schlechthin geht. Dies aber ist es eben, was Friedrich Gogarten[2]) angreift, wenn er einmal sagt: „Wer an Gott den Schöpfer glaubt, für den gibt es keine Geschichtsphilosophie, auch und erst recht keine christliche." Dieser Deutung der Geschichte gilt auch der Angriff Eberhard Grisebachs, der die geschichtliche Wirklichkeit als individuell-universelle Geistesverwirklichung aufhebt zugunsten der Ich-Du-Beziehung, des fordernden Anspruches des mir je und je begegnenden Einzelnen. Ueberwindung der Deutung der Geschichte als Sinnanalyse ist schließlich auch Martin Heideggers Anliegen, wenn er eine Ontologie der Geschichte schreibt und in einer von Sorge, Angst und Tod durchwalteten Welt die Entschlossenheit und das Vorlaufen zum Tode zum Angelpunkt menschlicher Lebenserfassung und menschlichen Lebensverständnisses macht.

Damit verschiebt sich der Blickpunkt. Für Hegel und die an ihn anknüpfenden Theoretiker der Geschichte geht es um die Geschichtlichkeit der Geschichte, für Gogarten, Grisebach, für Heidegger und andere, so sehr sie sich wiederum voneinander unterscheiden, geht es um die Geschichtlichkeit des menschlichen Lebens, um diese spezielle Befindlichkeit, die da Geschichtlichkeit bedeutet. Geschichtlichkeit ist einmal eine Weltkategorie — wenn man dabei im Auge hat, daß für Hegel Gegenstand seines Philosophierens eben „Welt selbst" ist — zum anderen eine Seinskategorie des menschlichen Lebens, wobei „Welt" bei Heidegger den spezifischen, Hegel gegenüber abstrakteren Charakter des „In-der-Welt-Seins" annimmt. Geschichtlichkeit ist einmal Verhalten des Seins als solchen zum Geiste, d. h. Selbstverwirklichung des Geistes, zum anderen Verhalten des Seienden zu seinem Sein, d. h. Selbstvergewisserung des Menschen. Damit ist eine andere Ebene des geschichtlichen Denkens betreten, und der wichtige und bedeutsame Ansatz Heinrich Rickerts: „Die Wirklichkeit wird Natur, wenn wir sie betrachten mit Rücksicht auf das Allgemeine, sie wird Geschichte, wenn wir sie betrachten mit Rücksicht auf das Besondere und Individuelle",[3]) verliert sein Schwergewicht und begegnet heute in manchen Kreisen

[1]) Martin Heidegger: Sein und Zeit. 1. Hälfte. 1927.
[2]) „Ich glaube an den dreieinigen Gott." 1926.
[3]) Heinrich Rickert: Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft. 6./7. Auflage 1926. S. 55.

einer, zweifelsohne unberechtigten, Herabsetzung und Geringachtung.

Die Grundlegung einer Theorie der Geschichtlichkeit wird sich immer mit Hegel auseinandersetzen müssen, weil Hegel ein außerordentlich starkes und konkretes Wissen um die geschichtliche Substanz hatte, ein Wissen um die Vernünftigkeit dieser Substanz und ihre Mächtigkeit, sich durchzusetzen und zu erfüllen, wie immer es auch in der Zeit und den Zeitläuften kommen möge. Das Wissen aber um die Mächtigkeit der geschichtlichen Substanz fehlt allen heutigen Geschichtstheorien, die glauben, sich von der Grundlage des deutschen Idealismus entfernen zu können und zu müssen. Hegel sagt in seiner Einleitung zur Philosophie der Geschichte,[4]) derjenigen Schrift, in der die Lösung des Verhältnisses von Zeitlichkeit der Geschichte und Ueberzeitlichkeit des Wissens bereits gegeben ist:

Der einzige Gedanke aber, den die Philosophie mitbringt, ist der einfache Gedanke der Vernunft, daß die Vernunft die Welt beherrscht, daß es also auch in der Weltgeschichte vernünftig zugegangen ist. Diese Ueberzeugung und Einsicht ist eine Voraussetzung in Ansehung der Geschichte als solcher überhaupt. In der Philosophie selbst ist dies keine Voraussetzung; in ihr wird es durch die spekulative Erkenntnis erwiesen, daß die Vernunft ... die Substanz, wie die unendliche Macht, sich selbst der unendliche Stoff alles natürlichen und geistigen Lebens, wie die unendliche Form, die Betätigung dieses ihres Inhaltes ist: die Substanz, das, wodurch und worin alle Wirklichkeit ihr Sein und Bestehen hat — die unendliche Macht, daß die Vernunft nicht so ohnmächtig ist, um es nur bis zum Ideal, bis zum Sollen zu bringen und nur außerhalb der Wirklichkeit, wer weiß wo, wohl nur als etwas Besonderes in den Köpfen einiger Menschen vorhanden zu sein — der unendliche Inhalt, alle Wesenheit und Wahrheit, und ihr selbst ihr Stoff, den sie ihrer Tätigkeit zu verarbeiten gibt. Sie bedarf nicht wie endliches Tun der Bedingungen äußerlichen Materials, gegebener Mittel, aus denen sie Nahrung und Gegenstände ihrer Tätigkeit empfinge; sie zehrt aus sich und ist sich selbst das Material, das sie verarbeitet. Wie sie sich nur ihre eigene Voraussetzung, ihr Zweck der absolute Endzweck ist, so ist sie selbst dessen Betätigung und Hervorbringung aus dem Inneren in die Erscheinung nicht nur des natürlichen Universums, sondern auch des geistigen — in der Weltgeschichte. Daß nun solche Idee das Wahre, das Ewige, das schlechthin Mächtige ist, daß sie sich in der Welt offenbart und nichts in ihr sich offenbart als sie, ihre Herrlichkeit und Ehre, dies ist es, was, wie gesagt, in der Philosophie bewiesen und hier so als bewiesen vorausgesetzt wird.

Dieser einfache Gedanke der Vernunft, von dem hier die Rede ist, ist der absolute Geist selbst, der sich im Sein verwirklicht, sich in ihm verlebendigt, konkretisiert, der sich in unendlich mannigfaltige Formen des Seins auseinanderlegt, sich verändert, sich immer neu setzt aus der Fülle seiner Möglichkeiten, sich in seiner Endlichkeit und Einseitigkeit verzehrt, um dem Phönix gleich als ewig neuer Geist aus der Asche sich zu erheben.

Dies ist ein morgenländisch Bild, es paßt auf den Leib, nicht auf den Geist. Abendländisch ist, daß der Geist nicht nur verjüngt hervortrete, sondern erhöht, verklärt. Er tritt freilich gegen sich selbst auf, verzehrt die Form seiner Gestaltung und erhebt sich so zu neuer Bildung. Aber indem er die Hülle seiner Existenz abtut, wandert er nicht bloß in eine andere Hülle über, sondern geht als ein reinerer Geist aus der Asche seiner früheren Gestalt hervor.[5])

Diese beiden Kategorien aber, die der Veränderung und die der Verjüngung, sind sinnvoll, d. h. mehr als bloß natürliche Charakterisierungen des Seins, nur in ihrer Bezogenheit auf den absoluten Geist, den allem Wirklichen zugleich immanenten und transzendenten Sinn, auf die eigentliche metaphysische Wahrheit des Seins. Mit dieser Einsicht in das Zugleich von Immanenz und Transzendenz des Sinnes macht es Hegel unmöglich, von einer „Sinngebung des Sinnlosen“ [6]) zu reden, wie es Theodor Lessing getan hat; er verhindert, daß der Mensch glauben könne, als Deutender Exponent des Sinnes gegenüber einer völlig sinnlosen Welt zu sein. Hegel ist in dieser Hinsicht viel zu stark ontologisch eingestellt, in seiner Erkenntnis auf das Ganze des Seins, auf die Einheit von Substanz und Subjekt, Denkendem und Gedachten gerichtet, als daß er einer solchen Isolierung des menschlichen Erkennens und Sinnverstehens das Wort reden würde. Vielmehr ist sein Prinzip der Vernunft nicht eine Angelegenheit der menschlichen Erkenntnisvermögen, sondern das Prinzip der Wirklichkeit im Ganzen, es ist sowohl Welt- als Ichkategorie, d. h. die Synthese des Ichs mit seiner Welt selbst. Diese Einsicht in das Zugleich von Immanenz und Transzendenz des Sinnes schließt ferner jede bloß biologische, bloß naturhafte Ansicht des Geschichtslaufes und Ablaufes aus; es gibt keine bloße Natur. Schon die Feststellung ihrer Gesetzmäßigkeit ist Feststellung ihres Geistcharakters. Im gewissen Sinne bleibt auch Oswald Spenglers — seinerzeit vielleicht überschätztes, jetzt sicher unterschätztes Werk vom „Untergang des Abendlandes“ [7]) dieser naturhaften Einstellung verhaftet. Sein Zeitbegriff ist wesentlich endlich im Gegensatz zu dem Hegels, der auf Grund der Geistgläubigkeit Hegels spezifisch unendlich ist, d. h. in Korrelation zum absoluten Geiste steht, nicht aber zur geistentfremdeten — wenn auch immer und in jedem Augenblicke geistgetragenen Natur. Für Spengler wachsen, blühen und vergehen die Kulturkreise je in sich selbst; sie sind gegeneinander abgesondert, in sich auf ein mit ihnen selbst entstehendes und vergehendes Lebenssymbol zentriert. Die Verhältnisbestimmung von Geist und Zeit, wie sie bei Hegel vorliegt, führt zur universalen Geschichtsauffassung, zu einer Sicht alles Einzelnen und Zeitlichen unter dem Maßstab der absoluten, der einen konkret lebendigen, in immer neuen Formen sich verwirklichenden Idee der Vernunft.

Wenn man also sagen kann, daß es Hegel wesentlich auf die Deutung der Geschichte ankommt, auf den Aufweis ihrer Geistgetragenheit und ihrer Geistgerichtetheit, wenn Hegel aus einem starken Geschichtsbewußtsein heraus ein System des Geistes in seinen geschichtlichen Stufen und Formen gibt, so geht alle gegenwärtige Geschichtsauffassung wesentlich von der persönlichen Erfahrung der Geschichte aus, von der Geschichtlichkeit des eigenen Daseins. Dies ist nicht nur bei der spezifisch ethischen und religiösen, sondern auch bei der naturalistischen Geschichtsauffassung der Fall. Daher ist die Frage, ob man das Wissen um die Macht des Geistes in den Mittelpunkt geschichtsphilosophischer Betrachtungen stellen oder ob man die existentielle Erfahrung von Geschichtlichkeit des Daseins zum Kriterium einer Geschichtsauffassung machen will, die entscheidenste Frage aller denkerischen Bemühungen um das Problem der Geschichte und der Geschichtlichkeit überhaupt.

2. Geschichte und Geist

Hegels Sinndeutung der Geschichte ist in dem einen Satze umschrieben, daß der sich zu sich selbst vollendende Geist die Substanz, die tragende und erhaltende Mitte der Geschichte ist. Der Geist ist es, der Geschichte geschehen läßt, zugleich die Zeit setzt, um als Geist der Zeit immer mächtig zu bleiben.

Ein göttlicher Wille herrscht mächtig in der Welt und ist nicht so ohnmächtig, um nicht den großen Inhalt zu bestimmen. Dieses Substanzielle zu erkennen, muß unser Zweck sein, und das zu erkennen, muß man das Bewußtsein der Vernunft mitbringen, keine physischen Augen, keinen endlichen Verstand, sondern das Auge des Begriffs, der Vernunft, das die Oberfläche durchdringt und sich durch die Mannigfaltigkeit des bunten Gewühls der Begebenheiten hindurchringt.[8])

Der allerdings gewichtige Einwand, der gegen Hegels Versuch, den Gang der Geschichte zugleich als die Entwicklung des philosophischen Systems zu begreifen, immer wieder erhoben wird, und heute mehr denn je, ist der, daß diese „Konstruktion der Geschichte“ völlig die Sinnverfehlungen in der Geschichte, die Dämonien von Schicksal und Schuld übersehe, sie verwische und beiseitelasse, daß dies aber eine grundsätzliche Verfehlung jeder existentiellen Geschichtsdeutung bedeute. Sicher ist für eine Zeit, in der der Sinn des absoluten Geistes und seiner Verwirklichungen wahrlich nicht auf der Hand liegt, diese Frage nach dem Sinne des Unsinnes besonders vordringlich. Die Not im Fragen nach dem Sinne

[4]) Hegel wird nach der Ausgabe Lassons (bei F. Meiner, Leipzig) zitiert. Bd. 9 und 10: Philosophie der Weltgeschichte.

[5]) Philosophie der Geschichte, 1. Bd., S. 12.

[6]) Theodor Lessing: Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen. 4. Auflage 1927.

[7]) Oswald Spengler: Der Untergang des Abendlandes. 1918 ff.

[8]) Philosophie der Geschichte, 1. Teil, S. 8.

unseres Daseins hat ihren tiefen und ernsten Niederschlag in unserer heutigen Geschichtsphilosophie gefunden. Und schon Frühere, wie etwa Georg Simmel, wußten um diese Not, wenn sie von der „fatalistischen Tragik" alles Geschehens sprachen. Fritz Kaufmann, einer der Denker der jüngsten Generation, der ein instruktives Buch über: Geschichtsphilosophie der Gegenwart[9]) geschrieben hat, verlangt immer wieder die existentielle Wirklichkeitsnähe, die Begründung aller Probleme und ihre Begrenzung in unserer augenblicklichen Existenz, in unserem jeweiligen einzelmenschlichen Leben. Und doch nützt es uns für unsere Existenz, d. h. für unser Verhalten in und zur Welt, gar nichts, daß wir Geschichte nur aus der eigenen Perspektive sehen, daß wir das Einzelmenschliche und die Not unserer Zeit in der Forderung nach der „Begegnung" verabsolutieren. Es ist nicht die echte Geschichtlichkeit im Sinne der Aktualität — diesen Gedanken haben Richard Kroner[10]) und der italienische Philosoph Giovanni Gentile[11]) außerordentlich eindringlich dargestellt —, wenn man nur sich selbst, das Atom, und nie das Ich als Glied des Ganzen sieht. Ueberall da, wo die Geschichtlichkeit allein als Ichkategorie, als Daseinsmerkmal des endlichen Menschen proklamiert wird, ist nicht nur das Wesen echter Anthropologie verfehlt, sondern es steckt eine Ichzentriertheit dahinter, die in ihren Konsequenzen sich selbst zersprengen muß. Daher bekämpfen sowohl Kroner als Gentile im Gedanken von der aktuellen Selbstverwirklichung des Geistes jede künstliche Vereinsamung des Ich, ist ihre Philosophie von einem tiefen religiösen Optimismus und einem letzten Glauben an die Macht des Geistes getragen.

(Schluß folgt)

Gröden Käte Nadler

Vom Weltprotestantismus der Gegenwart

Die europäische Zentralstelle für kirchliche Hilfsaktionen. Ihre Tagung in Edinburg

Unter den ökumenischen Bewegungen und Einrichtungen ist die Europäische Zentralstelle für kirchliche Hilfsaktionen diejenige Organisation, die den Gedanken der Gemeinschaft, der Solidarität und der Verantwortlichkeit füreinander nicht in Programmen und großen Konferenzen ausdrückt, sondern durch die hilfreiche Tat, die sich für die bedrängten und notleidenden Kirchen einsetzt. Allerdings auch die hilfreiche Tat kommt nicht von selbst: sie braucht Kirchenkunde, Einfühlungsvermögen, viele Vorbereitungen, um den Hilferuf der Not an der rechten Stelle zu Gehör zu bringen.

Das geschah dieses Jahr in Edinburg, wohin die schottischen Kirchen eingeladen hatten. Die Tagung war in mehr als einer Hinsicht bedeutsam.

1

Schottland ist wie das Kap der Guten Hoffnung, das geistig tief in das Meer von Unruhe, Leid und Not des europäischen Kontinents hineinreicht. Schottland ist den europäischen Kirchen näher als England. Das kommt davon, daß John Knox Licht und Kraft für dieses Volk aus einer der Reformationsquellen des Kontinents, in Genf, geschöpft hat. Der Calvinismus hat nicht nur den Charakter dieses Volkes gebildet, sondern ihm auch einen Sinn für kontinentale Angelegenheiten gegeben, wie er sonst in der englischsprechenden Welt nirgends in dieser Stärke besteht.

Die Stadt Edinburg ist ein Traum von klassischen südlichen Tempeln in einem nordischen Klima; ionische Säulen wirken wie ein Protest gegen den meist rieselnden Regen. Das geistige Klima des schottischen Protestantismus ist auch wie ein Protest gegen den britischen Insularismus, gegen das „laisser faire", das dem Briten sonst im Blute steckt. Das spürte man an der Wärme, mit der die kontinentalen Brüder empfangen wurden. Der Schotte zeigt mit Stolz das trotzige Schloß, mit dem erschütternden Kriegsdenkmal, Holy rood House, wo er Taten der Maria Stuart mißbilligend erzählt, Melrose-Abbey und Dryburgh Abbey, wo Feldmarschall Haig neben Sir Walter Scott schläft, die fernen Hochlandsberge, wo Schäfer heute noch bessere Theologen sind als manche kontinentale Pfarrer.

In Großbritannien benützt man die Colleges während der Ferien für Konferenzen und allerlei Tagungen. Die Oxforder Bewegung füllte die St. Margarets-Hall in Oxford; dort legte sich der internationale Missionsrat in die Betten von Balliol College; das Komitee der Europäischen Zentralstelle benützte das Women's Missionary College in Edinburg. Mit der Hausordnung dieser Colleges ist sofort auch jene Konferenzdisziplin gegeben, die zu strenger und geordneter Arbeit zwingt.

2

Die Zentralstelle gibt gewöhnlich einen Ueberblick über die Lage des Protestantismus in den einzelnen Ländern. Dabei rundet sich ein Gesamtblick, und die Notwendigkeit einer gemeinsamen Hilfspolitik wird bei der Fülle der Ansprüche sichtbar. Diesmal drängten sich grundsätzliche Fragen in den Vordergrund. Nicht einmal eine praktische Hilfsarbeit kann an ihnen vorbeigehen, denn das Verhältnis von Kirche und Staat wirkt z. B. tief hinein in die rechtliche und wirtschaftliche Lage protestantischer Minderheiten, wie man dies in Oesterreich und Polen sehen kann. Der Wandel in der politischen und geistigen Struktur Europas stellt auch das Hilfswerk vor allerlei grundsätzliche Fragen. Wenn ein großer Teil des europäischen Protestantismus sich von der Tradition der Reformations- und von demokratischen Grundsätzen auf kirchlichem Gebiete abwenden würde, so hätte das Einfluß auch auf die Gestaltung der Beziehungen der Kirchen zueinander und auf die Erziehung der zukünftigen Geistlichkeit. Auch das sich wandelnde Verhältnis zwischen Lutheranern und Reformierten beeinflußt die Verantwortlichkeit füreinander und das Hilfswerk. Wenn das konfessionelle Bewußtsein sich je länger je mehr spalten würde, müßte auch die Idee einer gemeinprotestantischen Hilfe zerfallen, wie andererseits auch die sich neu zeigenden und stärker erwachsenden Interessen an einer Arbeitsgemeinschaft die Aufbringung der Mittel für beide fördert. Daß man nicht an grundsätzlichen Fragen theologischer Natur vorbeigehen kann, zeigte sich vor allem in der Besprechung deutscher kirchlicher Verhältnisse. Wo Kirchenführer heute zusammenkommen, steht das deutsche Thema voran. Das ist nicht eine unbefugte Einmischung in eine fremde Kirche; darin liegt vielmehr ein Ausdruck der tiefen Schicksalsgemeinschaft, in der die protestantischen Kirchen stehen, ein Gefühl, daß es ums Ganze geht, wenn in der ältesten Reformationskirche umstürzende Wandlungen erfolgen. Es ist lebendige Teilnahme an dem typischen Kampf um Freiheit und Wahrheit, um eine neue Struktur kirchlichen Lebens. Es wäre falsch, wenn man solche Konferenzen in Deutschland als ein Tribunal empfinden würde, vor das eine deutsche Angelegenheit geschleppt würde. Bis jetzt waren diese Auseinandersetzungen ein brüderliches Gespräch, zu dem sich die beiden Teile stellten, mit dem Willen zu verstehen und Verständnis zu wecken. Der Zeitpunkt ist allerdings nahe, wo aus dem Verständnis Entscheidungen herauswachsen.

Die deutsche offizielle Kirche ist im Komitee, in dem alle Kirchenbünde der Welt vertreten sind, durch den Leiter des kirchlichen Außenamts vertreten. Seine Anwesenheit führte von selbst zur Fortsetzung dieses ökumenischen Gesprächs mit Deutschland.

Man hört Deutsche, die ins Ausland kommen, dort immer wieder fragen: „Was hat denn das evangelische Ausland gegen uns, da z. B. in England der Staat doch auch tief in das Kirchenfum hineingreift, wie bei der Ernennung der Bischöfe? Da dieses Ausland doch auch an Rassenfragen laboriert, wie die amerikanische Kirchenwelt? Da es doch auch ein gutes Stück jener natürlichen Theologie vertritt, die bei uns lediglich eine besondere und noch nicht einmal endgültige Ausprägung gefunden hat?" Hört man so herum, so sind es vor allem drei Steine des Anstoßes. Man kann sie hier nur in der Form von grundsätzlichen theologischen Fragen nennen, etwa so: Was bedeutet die Taufe für die christliche Kirche? Ist die Verfassung einer Kirche wirklich nur eine Art administrative Angelegenheit, oder hat sie mit dem Bekenntnis zu tun? Wieviel Freiheit braucht eine Kirche dem Staate gegenüber, um ihre Tätigkeit durchführen zu können? Bischof Heckel stellte diese Fragen aus guten Gründen ebenfalls nicht in konkreter Form, sondern zog sich in die Grundsätzlichkeit letzter theologischer Fragestellungen zurück. Er verklagte den Gegner nicht dem Ausland gegenüber, sondern würdigte

[9]) Fritz Kaufmann: Geschichtsphilosophie der Gegenwart. 1931.

[10]) Richard Kroner: Die Selbstverwirklichung des Geistes. 1928.

[11]) Giovanni Gentile: Der aktuale Idealismus. 1931.

dessen tiefere theologische Interessen, wobei er die offizielle Kirche in keiner Weise als empfehlbar hinstellte. Vor allem blickte er über den augenblicklichen kirchenpolitischen und theologischen Vordergrundskampf hinaus auf letzte entscheidende Kämpfe zwischen Christentum und Säkularismus hin, die heute schon im Gange sind. So sprach er sich sowohl vor dem Komitee der Zentralstelle, als vor dem Reformierten Weltbunde aus. Diese Erörterung praktischer kirchenpolitischer Fragen in theologischer Form erschien trotz allem nicht als eine bloße Flucht in die Grundsätzlichkeit, sondern als Aufdeckung der wahren Tiefe, in der heute die eigentlichen Kämpfe geführt werden. Es ist sowohl für die offizielle Kirche wie für die Opposition viel gewonnen, wenn das Ausland versteht, daß es sich heute nicht nur um Rassefragen handelt, oder um Gewalt und Recht des Bischofs, sondern um letzte grundsätzliche Entscheidungen in der Frage nach dem Wesen der Kirche, nach der Wahrheit des Evangeliums, nach dem Verhältnis von natürlicher und Offenbarungstheologie.[1]) Aus der Uebersicht über den deutschen, lateinischen und slawischen Protestantismus und die Nöte der verschiedenen europäischen Kirchen ragte das russische, polnische und österreichische Problem besonders hervor.

3

Die russische christliche Kirche scheint ausgelöscht zu sein. Die reformierte Kirche ist schon fast ganz verschwunden, die lutherische liegt in den letzten Zügen. Neuesten Nachrichten zufolge ist kürzlich wieder eine Anzahl von Predigern verhaftet worden. Die Orthodoxie ist zu einer Katakombenkirche geworden. Aber eben in dieser verborgenen Tiefe glüht das Feuer weiter und erhält sich unter der Asche für bessere Zeiten. Es ist ein tiefes Leid für die westliche Christenheit, daß wir das Sterben dieser Kirchen ohnmächtig mitansehen müssen. Man kann aber immerhin Tausenden von Glaubensgenossen helfen. Die einzige mögliche legale Hilfe ist diejenige von einzelnen Gebern an einzelne Empfänger. Auch Bibeln finden merkwürdige Wege nach Rußland. Ebenso das Gerücht, daß die westliche Christenheit die morgenländische in ihrer Not nicht vergißt, sondern für sie betet und mit ihr leidet. Gaben fließen von vielen Gebern in vielen Ländern. Amerika hält sich jetzt zurück; es ist bezaubert von dem Bilde eines großen schöpferischen sozialen Experimentes. Die Zentralstelle leitet nun schon seit drei Jahren solche einzelnen Bächlein nach Rußland. Die Hilfsaktion von Kardinal Innitzer in Wien begann erst letztes Jahr und sucht offenbar neben dieser ersten Hilfsaktion einen weiteren Einfluß zu gewinnen, indem sie sich als interkonfessionell erklärt, obschon diese Interkonfessionalität lediglich lokalen Charakter hat.

Wie sieht Polen aus, wenn man auf die kleinen evangelischen Minderheiten schaut, nicht vom Standpunkt der einzelnen rivalisierenden Kirchen, sondern vom Gesichtspunkt des Weltprotestantismus? Der Rat der polnischen Kirchen, der zwar erschüttert ist, aber nicht sterben darf, war vertreten durch Bischof Bursche. Ein polnisches Kirchengesetz für die polnische lutherische Kirche schwebt wie eine Drohung über den deutschen evangelischen Kirchen. Den polnischen Kirchen wird es nichts tun, aber wenn dieses Kirchengesetz in die Hand eines unverständigen Unterbeamten gelegt wird, ist die Kirche ihm ausgeliefert. Bischof Bursche verteidigte die Neutralität des Staates, den der Weltprotestantismus bisher als ausgesprochen katholikenfreundlich ansah. Wir werden von dieser so stark betonten Neutralität des polnischen Staats in religiösen Dingen gerne Notiz nehmen und gespannt auf die empfindlichen Stellen hinschauen, wo er diese Neutralität oder gar dieses Wohlwollen praktisch beweisen kann, um so mehr, als der Protestantismus in Polen in schwerer Not ist.

Es gelang zwar der Internationalen protestantischen Darlehens-Genossenschaft, der sogenannten APIDEP, die von der Europäischen Zentralstelle gegründet wurde, durch ein Darlehen die Diakonissen-Anstalt Teschen zu retten. Diese Darlehens-Genossenschaft arbeitet mit geliehenem Gelde, das zu 98% aus reformierten Kreisen stammt, aber zu 85% zur Hilfe für lutherische Werke dient. Man wird das so lange wiederholen müssen, bis die lutherischen Kirchen die Nützlichkeit der Mitwirkung an diesem Werke einsehen, das vor allem ihren eigenen Gliedern zugute kommt.

Die evangelische ukrainische Bewegung bedarf ebenfalls der gemeinsamen Unterstützung durch die protestantische Welt. Um so mehr, als auf seiten des Staates und der herrschenden Kirche schwere Hindernisse auf dem Wege dieser Bewegung aufgetürmt sind.

Augenblicklich brennt es vor allem in Oesterreich. Die neue Uebertrittsbewegung bedeutet eine neue Aufgabe für den Weltprotestantismus. Es ist für die Oesterreicher vorteilhafter, zur katholischen Kirche überzutreten, wenn sie einen Staatsposten suchen. Trotzdem traten 20 000 zur protestantischen Kirche über. Bedeutsam ist, daß es auch Bauern sind, namentlich in Kärnten. Hier tut sich eine neue große Aufgabe auf. Wie soll die kleine österreichische Kirche Männer und Räume finden für die notwendige Arbeit? Man muß ihr dabei helfen.

Es ist noch viel Not in Europa! Wo ist sie nicht? Sogar in Amerika. Die amerikanischen Kirchen haben sämtlich Fehlbeträge. Tausende von Pfarrern sind arbeitslos, 85 000 Gemeinden können ihre Tätigkeit nicht mehr selbständig erhalten. Daher gibt es viele Zusammenlegungen und auch die Einigungsbestrebungen werden dadurch gefördert. Diese Not hat Amerika uns nähergebracht.

Die Flüchtlingsnot ist ein weiteres Problem. Die letzten russischen evangelischen Flüchtlinge wurden kürzlich aus Charbin nach Brasilien geschafft. Im ganzen waren es 1200. Nun haben sie in Brasilien und Paraguay eine Fernheimat gefunden, nachdem sie vom Kriegsgetöse durch die halbe Welt hindurch verfolgt worden waren. Die Zentralstelle hat bei diesem Transport und der Ansiedlung mitgeholfen, neben dem Nansen-Amt und konfessionellen Hilfswerken. Die streng lutherische Streitschrift des Martin Luther-Bundes gegen den Gustav Adolf-Verein weiß davon allerdings nichts und müßte eigentlich solche brüderliche Hilfe des Weltprotestantismus, die auch Lutheranern zukommt, grundsätzlich bedauern.

Uebel daran sind die assyrischen nestorianischen Flüchtlinge. Der Völkerbund wollte ihnen, wie früher berichtet, ein Heim in Brasilien schaffen.[2]) Kaum waren die Gesandten des Nansen-Komitees zum Studium in diesem Lande, ging ein böser Feldzug durch die Presse, so daß die schon offenstehende Türe wieder zugeschlagen wurde. Man flüstert sich zu, daß Mächte dahinter stünden, die an der Schwächung des katholischen Teils des assyrischen Volkes kein Interesse hätten. Niemand will dieses unglückliche Volk zu sich hereinlassen. In die Türkei zurück kann es nicht, Frankreich duldet es nicht in Syrien. Soll es ganz den mohammedanischen Arabern in Irak ausgeliefert bleiben und langsam als Volk verschwinden? England hat eine ungewöhnliche Verantwortung übernommen, als es dieses ihm so ergebene Völklein mit der Aufgabe des Mandats einfach einer feindseligen Welt überließ.

Ein eigenes ungelöstes Problem sind sodann auch die Flüchtlinge aus Deutschland. Diese Frage ist auch praktisch ein internationales Problem geworden, da zahllose Flüchtlinge heute zwischen den Grenzen umherirren. Für die Flüchtlinge mosaischen Bekenntnisses sorgen die jüdischen Gesellschaften, Amerika bringt dafür 3 Millionen Dollar auf, wovon schon 1,5 Millionen gesammelt sind. Aber wer sorgt für die nichtarischen Christen? Hier hat die christliche Kirche eine unleugbare Verpflichtung, die sie aufnehmen muß, wenn nicht gerade diese ihre Mitglieder in eine viel schlimmere Lage kommen sollen als die Juden selbst. Auf diese Lage hat sowohl der Oekumenische Rat als die Zentralstelle aufmerksam gemacht. Der Bischof von Chichester erließ einen Aufruf, und die Zentralstelle stellte die Frage an die deutsche Kirchenleitung, was sie für die Not dieser Gruppen zu tun gedenke und ob die Mitwirkung des Auslands erwünscht sei. Reichsbischof Müller hat erst kürzlich eine gewisse Verpflichtung der Kirche für diese nichtarischen Glieder anerkannt. Die Hilfe scheint in Umschulungs- und Siedlungsbestrebungen gesucht zu werden, wodurch gleichzeitig auch nichtarische Pfarrer wieder Arbeit fänden. Welchen praktischen Wert das hat, muß abgewartet werden.

Neben der Beratung über diese wichtigen Probleme standen Berichte, die den maßgebenden Vertretern über die Lage der einzelnen Kirchen gegeben wurden. Der Raum erlaubt nicht, hier darauf einzugehen.

[1]) Als Selbstanzeige darf der Verfasser hier wohl anführen, daß er in seinem neuen englischen Buche „Religion and the European Mind", Lutherworth Press, 4 Bouverie Street, London, gerade diesen theologischen Hintergrund der Revolutionsbewegung und vor allem der deutschen Kirchenrevolution darstellen wollte. AK

Eine Würdigung dieses Kellerschen Werks hoffen wir demnächst zu bringen. DH

[2]) Vgl. CW 1934, Sp. 594.

Der kontinentale Protestantismus kämpft einen dreifachen Kampf. Denjenigen für seine materielle Existenz, für die Freiheit und für die evangelische Wahrheit.

Viele Kirchen müssen sich heute auf dauernde Armut einrichten. Es ist nicht das franziskanische Ideal freiwilliger Armut, es ist bitterer Zwang. Die äußere Betriebsamkeit mußte abgestellt werden, man ist in Verteidigungsstellung; sogar die helfenden Kirchen sind in die Defensive zurückgeworfen. Diese Armut zwingt die Kirchen, mehr als bisher aus dem Glauben zu leben und nötigt sie auch zu den höchsten Opferleistungen. Der geistige Gewinn, den sie aus ihrer Not haben, ist das daraus wachsende Kapital, das die reichen und satten Kirchen nicht kennen.

Der Kampf um die Freiheit besteht meistens in einem Ringen um das richtige Verhältnis zu Staat und Kirche, wodurch die Kirche Raum bekommt für ihre Tätigkeit. Auch hier hängt das Geistige mit dem Politischen zusammen, der rechtliche Kampf mit der wirtschaftlichen Lage. Man braucht nur an den Abbau der evangelischen Schulen in Siebenbürgen zu denken, der durch die Politik des Staats nötig wird.

Der Kampf um die Wahrheit ist die theologische Aufgabe unserer Zeit. Auch sie reicht in viele Lebenszweige hinein, so z. B. in die Vorbereitung zum geistlichen Amt, in die Struktur der Fakultäten.

Man ist in Schottland in einem Lande, das bereits durch diese Kämpfe hindurchgegangen ist. Der schottische Protestantismus hat die Erfahrungen der heutigen Kirche bereits im letzten Jahrhundert vorausgenommen, zur Zeit der Spaltung.

Der Vertreter der schottischen Kirche, Dr. Webster, hatte die Gaststube Schottlands weit aufgetan. Die Stadt gab ein Bankett, an dem der Lord Provost, angetan mit seiner Gnadenkette, hinwies auf die engen Verbindungen Schottlands mit dem Kontinent. Der Reformierte Weltbund empfing uns durch Professor Curtis. Dann tat sich uns das schöne schottische Land auf, und vor allem das schottische Herz, das für die Glaubensbrüder weit offensteht.

z. Z. Edinburg Adolf Keller

Pfarrermangel in der Schweiz?

Vielleicht interessiert es in Deutschland, über den Pfarrermangel in der Schweiz zu hören. Das um so mehr, als nicht wenige deutsche Theologen ihre Blicke nach diesem Lande heute richten und die über die dortigen Verhältnisse verbreiteten Nachrichten oft widersprechend sind.

Da es keine schweizerische Landeskirche gibt, sind die Verhältnisse in den fünfzehn Kantonskirchen sehr verschieden. Eine gewisse Vereinheitlichung wurde dadurch geschaffen, daß neun derselben eine gemeinsame Organisation (Konkordat) für das zweite Examen haben. Bern und Graubünden stehen mit eigenen, die Wahlfähigkeit erteilenden Examensbehörden allein. Die französischen Kantone haben ebenfalls kein gemeinsames Vorgehen. Es ist daher schwer, die kirchliche Schweiz bei ihrer großen Mannigfaltigkeit als Gesamtheit zu übersehen.

Von einem „großen" Pfarrermangel kann keine Rede sein. Man versteht oft genug sehr Verschiedenes unter diesem Wort. Die Einen reden von Pfarrermangel, wenn die Bedürfnisse gerade gedeckt sind, aber die Reserven fehlen. Die Anderen gebrauchen das Wort, um dem Bedauern Ausdruck zu geben, daß man Leute ohne abschließende Gymnasialbildung oder ohne völlige akademische Ausbildung (Missionare, Evangelisten) in einzelnen Fällen, meist in der Diaspora, eingestellt hat, vielleicht auch, daß Ausländer angenommen wurden, auf deren längeres Verbleiben nicht zu rechnen ist oder die sich in die ihnen sehr fremden Verhältnisse nicht einleben konnten. Bemerkt sei noch, daß einige Kantone auswärtige Pfarrer nach dem 40. Jahre nicht mehr einstellen, andere eine Altersgrenze haben, wieder andere Jeden, der nicht an der heimischen Fakultät studiert hat oder dem eigenen Kanton nicht entstammt, nur mit Vorsicht aufnehmen. Die meisten verlangen auch die schweizerische Staatsangehörigkeit, deren nachträgliche Erwerbung einige zwar zulassen; sie ist aber heute schwieriger geworden und meist mit großen Kosten verbunden.

Von Professoren wird die Einbürgerung nicht verlangt, aber sie erscheint nach einem Jahrzehnt als wünschenswert. Der Zudrang zum theologischen Studium ist im allgemeinen in der Schweiz überall befriedigend. Auch darf gesagt werden, daß Theologie bei uns noch nicht deshalb gewählt wird, weil sie zu dem „einzigen noch nicht überfüllten Beruf" führt, wie man das anderswo hören kann. Die Schweiz hat etwa 350 Theologiestudenten an acht Fakultäten. In Basel hat ihre Zahl abgenommen (etwa 60), in Zürich ist sie gewachsen (etwa 100), während Basel früher stets an der Spitze stand. Lausanne, Bern und Genf schwanken zwischen 35 und 50; Neuenburg und die zwei freien Fakultäten der französischen Schweiz haben je 20. Die Zahl der immatrikulierten Theologiestudentinnen beträgt etwa 30, der Hörerinnen 25, wobei aber die Pfarrhelferinnen bald immatrikuliert sind, bald Hörerinnen bleiben, was ein falsches Bild gibt. Auf die Frequenz von Zürich und Basel wirken die jeweiligen Dozenten stark ein. Wirklicher Mangel herrscht nur im Kanton Bern, aber gerade hier wird der von außen Kommende sich in das traditionelle und bäuerliche Milieu schwerer einleben als in den mehr industriellen Kantonen der Nord- und Ostschweiz. Im allgemeinen wäre zu sagen, daß der äußere Lebensstandard des Schweizer Pfarrers stets bescheidener war und ist als der des deutschen Kollegen. Mag der soziale Unterschied zwischen Stadt- und Landpfarrer kleiner sein, so sind doch beide an eine einfachere Lebenshaltung gewöhnt. Das gilt vor allem für Graubünden, wo auch sonst das Einleben besonders schwer ist und wo in vielen Gemeinden die materiellen Verhältnisse mehr als primitiv sind: Kirchen ohne Instrument und ohne Heizung, baufällige, oft länger nicht bewohnte Pfarrhäuser, zahlreiche Filialen, schlechte Wege, wenig Verkehrsmittel, größte Entfernungen von einer immer noch entlegenen Kleinstadt und zum Teil sehr kleine Gehälter. Man muß anderswo schon Schweres erlebt haben, um sich hier mit Freuden einzuleben. Immerhin, der Prozentsatz ausländischer Pfarrer (Deutsche, Italiener und Holländer) war hier herkömmlich stets größer als in jeder anderen Schweizer Kirche.

Scheint die Studentenzahl der theologischen Fakultäten auf den ersten Blick genügend, so beweist ein näheres Zusehen, daß dem nicht so ist. Daher die widerstreitenden Behauptungen über bestehenden oder nicht vorhandenen Pfarrermangel. Es zeigt sich nämlich heute, daß der Student zur Abwicklung seiner Studien längere Zeit braucht als früher. Materielle Gründe zwingen ihn einige Zeit zum Aussetzen. Oder er kommt ungenügend vorbereitet auf die Hochschule und muß in zwei oder gar drei alten Sprachen Nachprüfungen bestehen. Die Unsicherheit des heutigen Lebens bringt es mit sich, daß oft erst Leute reiferen Alters aus anderen Berufen zur Theologie kommen, oder auch jüngere Theologen nach halb oder ganz vollendetem Studium in andere Berufe übertreten. Ferner kommt es vor, daß der Nachwuchs, auf den man rechnete, ins Ausland geht, dort festgehalten wird und es aufgibt, der Heimat zu dienen. So entsteht Pfarrermangel trotz der anscheinend befriedigenden Frequenz unserer Fakultäten, die zudem auch von Ausländern besucht werden, auf die wir ohnehin nicht rechnen können.

Man glaubte mit dem Aufkommen der neuen Institution der Pfarrhelferinnen den Pfarrermangel völlig verschwinden zu sehen. Es hat sich aber gezeigt, daß diese Kräfte nur für die Städte in Betracht kommen. Auch größere Landgemeinden oder kleine Industriestädte stehen ihnen ablehnend gegenüber und verlangen energisch nach dem zweiten Pfarrer. Zudem ist die ganze Sache bei uns noch unabgeklärt. Die Theologinnen erkennt der Staat nicht als gleichberechtigte Geistliche in denjenigen Kantonen an, die die schweizerische Staatsangehörigkeit verlangen. Da wir kein Frauenstimmrecht haben, ist die Frau kein Bürger im strengen Wortsinn. Der Unterschied zwischen Pfarrerin und Pfarrhelferin ist bei uns noch fließend bei sehr verschiedener Ausbildung. Auch jene wird für Morgenpredigten im Hauptort, Trauungen, Grabreden, Abendmahlsaustheilung und Konfirmation oft nicht zugelassen. Die Vorbildung der Pfarrhelferin ist zudem

stark verschieden: in der deutschen Schweiz vorwiegend sozial und praktisch, in der französischen Schweiz ohne alte Sprachen mehr theoretisch und wissenschaftlich. Es hat sich gezeigt, daß die letztere Methode keine guten Früchte zeitigte und die theologische Halbbildung und soziale Gleichstellung mit den Studenten einen bedenklichen geistigen Hochmut, verbunden mit praktischer Unfähigkeit, erzeugte, der die neue Institution in den Gemeinden von vornherein in Mißkredit brachte, ehe sie sich einleben konnte. So ist man gegenwärtig bestrebt, einerseits den Andrang zum Beruf der Theologin und der Pfarrhelferin nach Kräften zu verringern (indem z. B. nur alle zwei Jahre Neuaufnahmen stattfinden und die Maturität verlangt wird), andererseits die Ausbildung praktischer zu gestalten oder zu differenzieren (Helferinnen mit Krankenpflegediplom, Spezialistin für Armenpflege, Büroarbeit, für Unterricht usw.). Wie dem auch sein mag, eine Abstellung des Pfarrermangels ist durch starke Vermehrung weiblicher Hilfskräfte kaum zu erwarten.

Es läßt sich nicht leugnen, daß, wie in anderen Ländern, so auch in der Schweiz die Leistungen der Studierenden im letzten Jahrzehnt zurückgegangen sind. Der akademische Nachwuchs entstammt zum Teil einer tieferen sozialen Schicht als früher. Doch ist diese Erscheinung bei uns seltener als in den Ländern, die am Weltkrieg aktiv teilnahmen. Gewisse gute alte Traditionen, wie z. B. daß der Anfänger seine Lehrjahre in einer Land- und Bergpfarre zubringt und nicht gleich, die Aelteren verdrängend, sich im Vollgefühl seiner Kraft in die Städte meldet, sind leider auch im Schwinden begriffen. Trotzdem darf gesagt werden, daß die aufkommende Theologengeneration der Schweiz, wenn sie auch numerisch nicht befriedigen kann, an Ernst, Arbeitsfreude und sittlicher Tüchtigkeit ihren Vorgängern nicht nachsteht, ja sie teilweise übertrifft.

Für einen beschränkten Zuzug ausländischer Pfarrer ist noch immer Platz. Nur wünscht man, daß diese Leute nicht nur der Not gehorchend und in Ermangelung eines Besseren zu uns kommen, sondern den ernsten Willen haben, sich in unsere völlig anderen Verhältnisse einzuleben und dauernd bei uns zu bleiben. Ein Blick auf die Namenliste der 1800 Pfarrer der Schweiz beweist, daß sich unter ihnen viele Nachkommen ausländischer Vorfahren finden, die längst sich in dem ihren Vätern noch fremden Lande so einlebten, daß sie sich anderswo nicht mehr anpassen könnten und an schweizerischer Art und Bodenständigkeit die alten, einheimischen Geschlechter manchmal übertreffen oder doch ihnen nicht nachstehen. Es war von jeher der Ruhmestitel der Schweiz, ihre geistigen Güter durch den Zuzug aus den vier großen Kulturländern an ihren Grenzen zu mehren und sich des engen geistigen Zusammenhanges mit ihnen, unabhängig von den politischen Konstellationen des Augenblicks, dankbar bewußt zu bleiben.

Le Brassus (Schweiz) Eduard Platzhoff-Lejeune

Ein Vorbote der Ostasienmission

Wenn die Ostasienmission (früher Allgemeiner Evangelisch-Protestantischer Missionsverein) jetzt bald 50 Jahre besteht, kann es kaum ausbleiben, daß rückschauende Betrachtung noch weiter zurückgreift als bis zum Jahre 1884. Schon um deswillen, weil das grundlegende Buch, das die Notwendigkeit, ein Neues zu pflügen und den alten Missionsgesellschaften eine weitere an die Seite zu stellen, einem Kreise von Missionsfreunden überzeugend darlat, die Schrift von Ernst Buß über „Die christliche Mission, ihre prinzipielle und praktische Durchführung", bereits im Jahre 1876 erschien. Die Reformgedanken, die Buß hier entwickelte und deren Wahrheit zum guten Teil heute auch in anderen Missionsgesellschaften sich Anerkennung errungen haben, sind sicher vordem nirgends in dieser programmatischen Schärfe und klassischen Klarheit wissenschaftlich begründet worden. Aber der Wind, den das 1884 seine Fahrt beginnende Schiff in seine Segel fing, wehte doch schon geraume Zeit, und der Boden, in den die Körner der Geistessaat des schweizerischen Theologen fielen, war vordem schon aufgelockert worden. Einen merkwürdigen Beleg dafür liefert ein Vortrag, den im Jahre 1869 der Pfarrer des Straßburger Vorortes Ruprechtsau, Fritz Riff, in der Straßburger Nikolaikirche gehalten hat und der in demselben Jahre in Straßburg im Druck erschien. Riffs Thema lautete: Wie stehen wir Christen der freieren Richtung zur Mission?

Einer Wiedergabe von Gedanken dieses Vortrags seien einige Angaben über die Persönlichkeit Riffs vorausgeschickt. Er gehörte zu den markantesten Erscheinungen und edelsten Vertretern des elsässischen Liberalismus, erstaunlich wenig belastet von dem Erbteil eines vulgären Rationalismus, wie er sich im Elsaß besonders lange zäh erhalten hatte und bis weit in die deutsche Zeit hinein erhalten hat. Der Spruch, den Riff in seinem Studierzimmer hängen hatte, kennzeichnete den Theologen:

Wenn ich mich selbst betrachte,
So wird mir angst und weh;
Wenn ich auf Christum achte,
So steig' ich in die Höh'.

Einer seiner kirchenpolitischen Gegner stellte Riff das Zeugnis aus eines Mannes „von ungemeiner persönlicher Liebenswürdigkeit und religiöser Innigkeit". Auch zeichnete ihn ein großer Freimut aus, den er z. B. auf dem großen deutschen Gustav-Adolf-Fest in Stettin 1871 bekundete, wo er sich der undankbaren Aufgabe unterzog, anstatt ein schwungvolles patriotisches Bekenntnis als Vertreter des wiedergewonnenen Elsaß abzulegen, der anderes erwartenden Versammlung die Zwiespältigkeit der Empfindungen vieler seiner Landsleute zu schildern und es sogar wagte, um Verständnis für die Werke des Franzosentums zu werben. Und dies, obwohl nach einer gelegentlichen Aeußerung des Sohnes Riffs Vater „von Liebe zu Deutschland gebrannt hatte" und „mit Heimweh an Deutschland zurückgedacht hatte" und Fritz Riff selbst stark im deutschen Kulturerbe verwurzelt war. Er hatte sich schon vor 1870 bemüht, persönliche Fühlung mit dem deutschen Mutterlande zu nehmen. Was ihn dorthin zog, war auch der Wunsch, mit dem Missionsleben außerhalb der Grenzen seiner Heimat in Berührung zu kommen. Hier wie in der Schweiz verstärkte sich ihm der Respekt vor dem, was Orthodoxie und Pietismus auf dem Missionsfelde Großes leisteten, vertiefte sich ihm die Liebe zum Missionswerk, als deren feuriger Anwalt er ihren Gegnern, besonders denen unter seinen Parteigenossen, scharf entgegentrat. Aber er konnte sich doch auch dem Eindruck nicht verschließen, daß die dort geübte Missionspraxis neben großen Vorzügen auch starke Mängel aufweise, deren Abstellung ihm auf dem dogmatischen Boden dieser Kreise nicht wohl möglich erschien. Und so erwachte in ihm der brennende Wunsch, es möchte auch dem freien Protestantismus vergönnt sein, auf das Missionswerk Einfluß zu gewinnen. Dazu war erste Voraussetzung eine Erstarkung des Missionssinnes innerhalb des kirchlichen Liberalismus. Der Erreichung dieses mit glühender Sehnsucht erhofften Zieles galt sein Straßburger Vortrag vom Jahre 1869.

Seine Kritik an dem in der Mission herrschenden Geiste erwuchs ihm aus seiner Frömmigkeit. Er glaubte eine doppelte Gefahr für die Mission feststellen zu müssen: sie neige zur Ueberheblichkeit und zu katholisierenden Vorstellungen. Die Ueberheblichkeit sah er darin, daß den Christen freier Richtung jede Befähigung zum Missionswerk abgesprochen wurde. Dieser „geistige Hochmut" ist nach Riff „die Klippe am Eingang des Hafens, wo das schwerbeladene, durch alle Stürme glücklich hindurchgesegelte Schiff, wenn es sonst auch noch so fest ist, noch scheitern, noch mit Mann und Maus zugrunde gehen kann". So warmherzig er sonst die bisherigen Leistungen würdigte, so dringlich er darum bat, die alten Missionswerke weiter zu unterstützen, so entschieden setzte er sich zur Wehr, wo die Unfruchtbarkeit des freien Protestantismus zur Mission als etwas Unabänderliches hingestellt wurde:

Wenn man mir zuruft: Ihr könnt keine Mission treiben, denn ihr habt bis jetzt keine getrieben; die Tatsache eures Nichtstuns ist der

kräftigste Beweis gegen euch! so erwidere ich ganz einfach mit dem allbekannten Sprüchlein: Was Einer nicht ist, kann Einer noch werden. Das ist doch ein sonderbares Argument: Weil ihr bis jetzt noch nichts getan, so ist es für allimmer unmöglich. Ich frage die Pietisten in Basel: Seit wann treibt ihr denn Mission? Die Antwort lautet: Seit fünfzig Jahren. Ich frage: Warum nicht schon früher, warum nicht schon seit hundert Jahren? Das Argument, das man gegen uns zu Felde ziehen läßt, es hätte vor fünfzig Jahren mit eben demselben Recht gegen euch gebraucht werden können. Ich frage weiter: Seit wann treibt man denn die Innere Mission, wenigstens in geordneter Weise, nach größerem Maßstabe? Die Antwort lautet: Seit höchstens fünfundzwanzig Jahren. Ich frage abermals: Warum denn nicht schon früher? Was Einer nicht ist, das kann Einer werden; das habt ihr selbst am besten tatsächlich bewiesen. Sollte dieser Grundsatz nur für euch und nicht auch für Andere gelten?

Sehr viel lieber hätte Riff natürlich jene Gedankengänge mit dem Hinweis auf Taten seiner Gesinnungsgenossen entkräftet. Aber:

Es kann da offenbar vorläufig nur von frommen Wünschen, hinsichtlich eigenen Schaffens auf dem Gebiet der Mission, die Rede sein. Es hieße dies die Kraft zersplittern, die wir so sehr zu eigenem Gedeihen nötig haben. Wie oft auch der Gedanke an eigne Mission in uns aufgetaucht, mit Schmerzen haben wir den im Innersten unserer Seelen so freudig aufblühenden Plänen und Hoffnungen und Wünschen entsagen, sie auf spätere Zeiten vertagen müssen.

Daß diese Zeiten aber kommen werden, daran zweifelte Riff nicht, fest davon überzeugt, daß,

wenn einmal wir unsere erste, gleichsam grundlegende Aufgabe vollbracht, und die Versöhnung zwischen Christentum und Bildung, die gewünschte, wenigstens soweit dies möglich ist, in die richtige Bahn gebracht, wenn wir das Evangelium wieder in einfachere, richtigere, durchsichtigere Formen gefaßt und die uns umgebende Menge durchsäuert haben, wenn uns die Arme wieder frei geworden sind, es uns auch in die Ferne, auf das Feld der Mission treiben wird. Wir werden nie vergessen, wer die Arbeit begonnen hat, aber mit Gottes Hilfe hoffen wir, sie weiterzuführen; und namentlich werden dann erst die alten Kulturvölker, die Hindus und die Chinesen, sich dem sie durch geistige Macht überwältigenden Evangelium übergeben. Es versteht sich von selbst, daß vorläufig, vielleicht für lange noch, wir unseren Trieb zum Missionieren in der Ferne werden bekämpfen müssen.

Wenn es aber so weit sein wird, dann darf nichts von katholisierenden Vorstellungen Einlaß finden. Ja nicht hineingleiten in die katholische Lehre von besonderer Heiligkeit! Ja nicht das Missionswerk als ein dem Herrn besonders angenehmes, mit ganz besonderen Gnadenverheißungen belohntes Werk und, die es treiben, als die besonderen Lieblinge Gottes ansehen! Das Amt des Missionars verleiht keinen höheren Grad von Heiligkeit.

So lebhaft Riff die Zeit herbeiwünschte, in der nicht mehr bloß Orthodoxie und Pietismus den Geist der Missionspraxis bestimmen, so klar ist er sich doch auch darüber, daß aus der geistigen Struktur des freien Protestantismus besondere Schwierigkeiten für die Missionsarbeit erwachsen. Die große Hoffnung aber, die er im Herzen hegte auf eine Zeit, in der nicht bloß bestimmte Typen evangelischer Frömmigkeit der Mission ihr Gepräge geben würden und andere ausgeschlossen blieben, hat seinen Eifer, im Rahmen des Bestehenden für die Mission zu wirken, nie erlahmen lassen. Seit 1868 leitete er, bis zu seinem Tode, den „Missionsfreund". Hierzu war er sowohl durch seine Liebe zur Mission als auch durch seine hervorragenden volksschriftstellerischen Gaben und seine ausgebreiteten Missionskenntnisse ganz besonders befähigt.

Riff hat die Erfüllung seines Lieblingswunsches gerade noch erlebt. Geboren 1824, starb er 1883. Er gehörte am Abend seines Lebens zu den Männern, die die Gründung des Allgemeinen Protestantischen Missionsvereins vorbereiteten. Als dieser dann die ersten Schritte ins Leben tat, war Riff eben ins Grab gesunken. Aber um seinen Lebensabend war es denn doch noch licht geworden — ein großer Wunsch seines arbeitsreichen Erdenwallens war in Erfüllung gegangen. Die Ostasienmission sollte diesem ihrem Vorboten ein dankbares Gedächtnis bewahren. Er verdient es.

Weimar Otto Michaelis

Gottes Wahrheit und die Wahrheit der Kirche

Besinnliches zu dem Buche obigen Titels von Otto Piper[1])

In dem Titel des Buches spricht sich deutlich das schwierige Problem aus, um das es sich handelt. Wenn der Verfasser seinen Ausgang von der dialektischen Theologie nicht verleugnet und sich von ihr die Problemstellung geben läßt, so kennen wir ihn doch aus seinen sonstigen Aeußerungen und Veröffentlichungen genügend, um ihm in jedem Falle ein selbständiges und wertvolles Urteil zuzutrauen. Und in dieser Erwartung sehen wir uns nicht getäuscht. Piper gräbt auch hier tief, bricht den Problemen die Spitze nicht ab, sondern zeigt sie in ihrer ganzen Härte und bietet auf knappstem Raum eine solche Fülle von anregenden Gedanken und Fragestellungen, daß wir das Buch jedenfalls bereichert aus der Hand legen. Die Frage, wie weit wir dem Ergebnis seiner Untersuchung zustimmen können, steht auf einem andern Blatt.

Die ganze Abhandlung wird beherrscht von dem vom Verfasser selbst in höchst eigenartiger Formulierung geprägten Gegensatz einer „geschaffenen" und „ungeschaffenen" Wahrheit. Wir haben sie als Christen in kirchlich geprägter Form. Diese hat als „geschaffene Wahrheit" an allen Menschlichkeiten teil. In diesem rückhaltlosen Zugeständnis richtet der Verfasser die Grenzscheide gegen den Katholizismus auf. Gleichwohl ist sie die einzig mögliche und auch gottgewollte Form, in der die „ungeschaffene Wahrheit" sich uns vermittelt und erhält.

Der erste, historische Teil der Abhandlung zieht die Linie von Luther über Schleiermacher zur Gegenwart. Der Ausgangspunkt ist Luthers Erfahrung des „verborgenen Gottes". Drängt diese schon zu einer zentralen Bewertung der Kirche mit ihrer Wortverkündigung und Sakramentsspendung, so wird doch Luther durch seine Kampfstellung gegen Rom noch veranlaßt, den Nachdruck auf den Gegensatz zwischen der Wahrheit Gottes und der Wahrheit der Menschen zu legen, um die falsche Sicherheit des kirchlichen Wahrheitsbewußtseins zu erschüttern. Erst Schleiermacher entwickelte die Problematik der kirchlichen Wahrheit als der gleichwohl *einzigen* für uns greifbaren. Aus der Tatsache, daß Schleiermachers Orientierung von der Kirche aus nicht ernst genug genommen wurde, ergibt sich die Lage des Wahrheitsproblems in heutiger Sicht, deren systematischer Darstellung sich nun der zweite Teil der Abhandlung zuwendet.

Der Verfasser unterscheidet drei verschiedene Wege der Glaubenserkenntnis im neueren Protestantismus: den „*gnostischen Typ*", der all sein Vertrauen auf die persönliche Verbundenheit mit Gott setzt und in Kirchentum und Lehre nur pädagogisches Beiwerk sieht, das die Reifen entbehren können. Dann den „*theologischen Typ*", welcher behauptet, daß mit Hilfe bestimmter Erkenntnismethoden das Reden Christi so dargestellt werden könne, daß es Jeder in zwingender Weise vernehme. Endlich den „*biblizistischen Typ*", welcher glaubt, daß die Bibel als Gottes Wort alle Wahrheit so in sich schließe, daß überall da, wo man sich im Gehorsam unter sie beuge, die Gemeinde der Glaubenden sichtbar werde.

Uns interessiert vor allem der erste, der „gnostische" Typ, unter den für den Verfasser im weitesten Sinne alle idealistischen Glaubenssysteme fallen, die irgendwie vom Menschen aus den Weg zu Gott finden zu können meinen. Dem stellt er apodiktisch den Satz gegenüber, Gott habe sich in seiner Offenbarung an ganz bestimmte Vorstellungen gebunden. Leben in Wahrheit gebe es für uns nur, wo Gott durch die kirchliche Verkündigung zu uns rede. Da die Wahrheit jenseits alles Menschlichen stehe, könne der Mensch auf Grund seines natürlichen Menschseins an ihr nicht teilhaben. Der Weg des gnostischen Typs der Glaubenserkenntnis müsse bei der Ratlosigkeit des Skeptizismus, wenn nicht im Abgrund der Verzweiflung enden.

Näher stehen dem kirchlichen Bewußtsein — aber auch dem Verfasser selbst! — der zweite und dritte Typ, der theologische und biblizistische, die weithin miteinander verbunden erscheinen. Aber auch sie bleiben ohne ein notwendiges Korrektiv in der Mittelbarkeit haften. Gewiß handelt es sich bei aller Glaubenserkenntnis auch um ein Wissen. Aber über dem *Wissen* um die Wahrheit steht das *Leben* in ihr. Deshalb ist von entscheidender Bedeutung für uns das Handeln Gottes, das uns in seine Wahrheit hineinversetzt noch vor allem Wissen darum. Dem dienen vor allem die Sakramente, deren Bedeutung in allen drei Typen gegenüber ihrer reformatorischen Schätzung ungebührlich in den

[1]) Otto Piper: Gottes Wahrheit und die Wahrheit der Kirche. Beiträge zur systematischen Theologie 4. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Tübingen 1933. 124 S. 6.60 M.

Hintergrund tritt. Dem dient aber auch die kirchliche Verkündigung, sofern sie, etwa nach dem Vorgang der Berneuchener Bewegung, in das liturgische Geschehen zwischen Gott und uns einbezogen ist.

Das führt zu jenem unentbehrlichen Korrektiv aller Glaubenserkenntnis, nämlich dem Lehramt der Kirche. War schon die Autorität der Bibel bedingt durch die Autorität der kanonbildenden Kirche, so tritt zu dieser noch die Autorität der verkündigenden Kirche hinzu. Diese ist — bei vollem Zugeständnis ihrer empirischen Unvollkommenheit — auf die Tatsache gegründet, daß Kirche nicht nur äußere Gemeinschaft ist, sondern eine innere Einheit als der Leib Christi. Denn im Glaubensleben der organisierten Kirche manifestiert sich Christus selbst. Die reine Lehre der Kirche ist demnach diejenige Form der Glaubenserkenntnis, die durch das Glaubensleben der Kirche im Zusammenhang ihrer Glieder erzeugt wird. Dieser Lebenszusammenhang mit Christus ist auch über die Individuation in den Einzelkirchen hinweg der tiefste Grund der Einheit der Kirche.

Das Mittel, durch welches die Sonderkirche ihre Einheit zum Ausdruck bringt, ist neben dem immerhin wandelbaren Kult das Bekenntnis. Dieses ist nicht zu denken ohne Zeugnischarakter. Es hat nach Luther geradezu sein Wesensmerkmal darin, daß es unter dem Kreuz entsteht. Es ist nicht selbst ungeschaffene Wahrheit, darum notwendig offen und ergänzungsbedürftig, aber es ist das Sinnbild dafür, daß Gottes Wahrheit im Lauf der Geschichte nicht von unsrer Kirche gewichen ist. Darum hat es über seine soziologische Bedeutung hinaus eine innerlich-glaubensgemäße. Wer sagt, er brauche kein Bekenntnis, der bestreitet die Notwendigkeit der Kirche und damit die der Inkarnation. Wer die alten Bekenntnisse im Ursinn zur gegenwärtigen Lehrnorm macht, der leugnet die Lebendigkeit der Kirche und mißversteht das Wesen des Glaubens.

Das etwa die Grundgedanken der Schrift, deren durch den verfügbaren Raum gebotene, gedrängte Zusammenfassung gewiß der ungemein feinsinnigen, oft freilich auch theologisch überspitzten Gedankenführung nur sehr unvollkommen gerecht zu werden vermag. Wie haben wir uns zu ihnen zu stellen?

Der Verfasser hat sich seinen Weg nicht leicht gemacht. Auf einen festen Grund der Wahrheit will er kommen. Er findet ihn in der Autorität der Kirche, die uns in ihrem gottesdienstlichen Handeln die ewige, „ungeschaffene" Wahrheit vermittelt. Dadurch aber, daß er sich in keiner Weise die Mittelbarkeit dieses Handelns der Kirche in allen ihren Funktionen verschleiert, macht er sich den Weg so schwer. Gleichwohl, er kommt zum Ziel. Und wir werden ihm zugestehen müssen, daß er die Wurzeln seines Glaubens tief in den Mutterboden der Bibel nach ihrem reformatorischen Verständnis einsenkt. Auf diesem Boden, so wie er ihn abgrenzt, ist gewiß eine wurzelechte, in sich gefestigte christliche Glaubensgewißheit möglich. Aber werden ihm auf seinem Wege Viele folgen? Schon dem theologisch geschulten Leser ist's oft schwer, sich durch die Gewundenheit seiner Abgrenzungen durchzufinden. Aber der Laie?

Und doch, wenn das tatsächlich die „enge Pforte" wäre, die allein ins Himmelreich führt, wir müßten's gelten lassen. Das Bangen um das Heil, von dem der Verfasser redet, würde vielleicht eine kleine Schar dazu vermögen, sich solch theologischer Führung auf diesem schmalen Gratweg anzuvertrauen. Nun aber soll und muß doch unsre Kirche Volkskirche sein. Und da kann ich nur sagen: mir graut davor, was bei allem noch so heißen Bemühen der Führer um rechtes Verständnis in der Masse des Kirchenvolks binnen kurzem aus solcher Führung sich ergeben würde! Sieht der Verfasser diese unabwendbaren Gefahren nicht? Sieht er nicht die verhängnisvolle Abkehr von dem Wege, auf den Jesus seine Jünger stellt mit der Forderung, zu werden wie die Kinder? Nein, so schmerzlich es ist, einem Mann von so ernstem, lauterem Streben nach der „ungeschaffenen" Wahrheit es sagen zu müssen, es muß gesagt sein: das kann nicht der Weg der Frohbotschaft sein, die die Kinder und die geistig Armen selig preist!

Wir geben dem Verfasser zu: Gemeinschaft muß Bekenntnis haben, oder sie fällt auseinander. Wir geben dem Verfasser zu: eine Kirche muß ihre alten Bekenntnisse, die geschichtlichen Dokumente ihrer Entwicklung hochhalten, kann sie gar nicht ändern, ohne Geschichtsfälschung zu begehen, auch nicht abschaffen, oder es entsteht eine neue Kirche. Wir geben dem Verfasser zu: die Bekenntnisse haben nicht bloß historische, sondern glaubensmäßige Bedeutung, oder sie verlieren überhaupt ihren Sinn als Glaubensbekenntnisse. Daß sie aber in ihrem Ursinn als Fesseln weiterer freier Glaubensentfaltung dienen sollten, ist ja des Verfassers eigne Meinung nicht. Er erkennt ja und unterstreicht ausdrücklich ihre Zeitbedingtheit. Sie tragen ja einem andern Kairos, einer anderen Zeitenwende Rechnung als die, in der wir stehen. Darum können und sollen sie nur gelten in einer dialektischen Spannung zwischen Bindung und Freiheit. Also in der Methode ihrer Anwendung auf das kirchliche Leben dürften wir uns mit dem Verfasser ganz einig sein. Nur werden wir die Grenzen der Freiheit ganz anders abstecken müssen als er. Auch ihm kommt es ja nach ausdrücklicher Versicherung, die wir gern und ganz gelten lassen, nicht darauf an, recht zu haben, sondern die Wahrheit zu finden. So werden wir uns mit ihm über den Wahrheitsbegriff verständigen müssen.

Und auch hier können wir ihm wieder weit entgegenkommen. Es handelt sich bei der Wahrheitserkenntnis nicht lediglich um eine intellektuelle Funktion. Es handelt sich darum, in der Wahrheit zu leben. Wir billigen ihm auch gern zu, daß für das Leben in der Wahrheit die Pflege religiös-kirchlicher Gemeinschaft und die Teilnahme an dem gottesdienstlichen Handeln der Kirche von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist. Aber die grundlegende Bedeutung, die den Verfasser einmal sagen läßt: „Die Kirche ist die irdische Erscheinungsform des Auferstandenen; ihr gottesdienstliches Handeln ist deshalb Zeugnis für den Christus in ihr" — (S. 124. Anm.) vermögen wir der Kirche und ihrem gottesdienstlichen Handeln nicht zuzubilligen. Davor bewahrt uns doch unser protestantisches Lebensgefühl, das in einem andern Wahrheitsbegriff gründet als dem des Verfassers mit seiner so seltsamen, wenn nicht gar abwegigen Unterscheidung einer „geschaffenen" und „ungeschaffenen" Wahrheit. Wir wollen den Ausdruck nicht pressen und können uns auch hier in eine erschöpfende Verfolgung des Wahrheitsproblems, dieses wohl tiefsten und umfassendsten aller Probleme, nicht einlassen. Nur das sei der ungewöhnlichen Formulierung gegenüber zu sagen gewagt: Wahrheit ist Wahrheit bei Gott und bei Mensch, Wahrheit wird weder gemacht noch geschaffen, sondern sie ist und gilt, oder beides nicht. Soll aber von einem Leben in der Wahrheit die Rede sein, so kann es sich für uns nur um den Vollzug und die Bewährung solches Lebens in dem gesamten, auch, ja vor allem dem außerkirchlichen Lebenskreis handeln. Dazu mag das gottesdienstliche Handeln der Kirche in ihrer Verkündigung und ihrem Kult eine förderliche, ja schwer entbehrliche Beihilfe sein. Aber größeren Wert und höhere Würde können wir ihm von unserem protestantischen Lebensgefühl aus nicht zubilligen. Und ist von einem Leibe Christi die Rede, so ist nicht das gottesdienstliche Handeln der Kirche, sondern die Lebenshaltung ihrer Glieder das Zeugnis für den Christus in ihr. Wir scheuen nicht die Gefahr einer Säkularisierung der Frömmigkeit. Sie ist und bleibt eine Grundforderung unseres protestantischen Lebensgefühls. Mit vollem subjektivem Recht verwahrt sich der Verfasser gegen den Vorwurf katholisierender Tendenzen. Und doch würde solchen die Kirche auf seinem Wege unrettbar verfallen sein. Dem Einwand, daß er dem Wesen protestantischer Frömmigkeit nicht voll gerecht werde, wird er sich schwerlich entwinden können.

Ein Wort noch endlich zu der Berufung auf den „deus absconditus", den „verborgenen Gott" Luthers, die bei den Vertretern der dialektischen Theologie aller Abschattungen eine so hervorragende Rolle spielt. Sofern mit diesem „verborgenen Gott" ein Willkürgott gemeint ist, ist ja damit jede weitere Verhandlung abgeschnitten. Einem solchen Gott gegenüber wird natürlich alles menschliche Handeln und Streben illusorisch und rettet allein der Sprung in einen ganz massiven Offenbarungsglauben. Es ist doch bezeichnend, daß des sonst so mild-verstehenden Verfassers Redeweise nirgends so absprechend wird wie gegenüber dem „gnostischen" Typ der Glaubenserkenntnis. Wir, die wir irgendwie Vertreter des Idealismus und Neuprotestantismus sind, fallen ihm ja wohl unter diesen Typ und damit auch unter dieses Verdikt. Auch wir freilich wissen von einem „verborgenen Gott", seit Lessing, den wir mit Stolz den unsren nennen, in klarer Selbstbescheidung das demütige Wort sprach: „Die Wahrheit ist ja doch nur für Dich, Gott, allein." Nur daß uns dieser verborgene Gott bei all seinen Unfaßlichkeiten und auch Schrecken nicht der „ganz Andere" ist, der Willkürgott, sondern der über alles menschliche Vernünfteln und Verstehen hinausliegende, das unendliche, aber als ewiger Stern leuchtende Ziel alles rechten, reinen, lauteren menschlichen Wahrheitsstrebens. Und nur das ist unser Ziel und Halt im Leben und im Sterben, daß wir mit solchem Streben — aber nur mit solchem! — in der rechten Richtung uns befinden. Und gerade ein Lessing könnte uns Zeuge dafür sein, daß dieser Halt im Sterben so wenig wie im Leben versagt.

Piper selbst ist ja uns, die wir das Schicksal haben, dem „gnostischen Typ" anzugehören, ein sprechendes Zeugnis dafür, wie verschieden doch die Menschen auch als Christen, ja als Angehörige derselben Konfession sind und bleiben in ihrer religiösen Gestalt. Wollen, müssen wir dem nicht Rechnung tragen, auch in unsrem

Bekenntnis? Können, müssen Menschen, denen der Blick für die gleiche Lauterkeit verschiedener Frömmigkeitstypen auch innerhalb derselben Konfessionsgemeinschaft aufgegangen ist, für diese verschiedenen Typen nicht einen gemeinsamen Boden finden in der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß sie über all diese Menschlichkeiten hinaus im Letzten, Tiefsten, daß sie über all diese Mittelbarkeiten hinaus in der ewigen Wahrheit zusammengehören?

Der heutige Ruf nach Festlegung der Kirche auf das „alte Bekenntnis" zum „positiven Christentum" scheint mir die Sache gar zu leicht zu nehmen. Es ist in des Verfassers eigenem Sinne, wenn wir unterstreichen: ein Bekenntnis ohne Zeugnischarakter ist kein Bekenntnis, birgt in sich die Gefahr, ein Idol zu werden. Es scheint, als sei die Zeit reif für ein neues Bekenntnis, das nicht unter Aufhebung der alten Bekenntnisse, aber über sie hinausführend für die Gegenwart Zeugnis der ewigen Wahrheit ist. Möchte die kirchliche Krisis der Gegenwart unter Gottes Leitung dazu führen, es zu schaffen, aber weit genug, um Alle zu umfassen, die wirklich im Tiefsten zusammengehören.

Bargteheide, Holstein Paul Gastrow

Die unhörbaren Schritte

„Ich werde mich der Sache gelegentlich erinnern", sagte im Kirchenamt der ältere Kollege zu dem in fast bittender Haltung vor ihm sitzenden jüngeren; „aber, ob sich da eine Verschiebung machen läßt, scheint mir zum mindesten fraglich. Wir haben alle unser Kreuz zu tragen, lieber Bruder!" Er streckte dem Andern die Hand hinüber mit einer Gebärde, die sowohl Entgegenkommen wie Verabschiedung bedeutete, und die der Jüngere sofort verstand. Er erhob sich deshalb und verschluckte das herbe Wort, das ihm auf der Zunge gelegen hatte, daß nämlich in dem vorliegenden Falle zunächst nicht er das Kreuz zu tragen habe, sondern die zarte, schmächtige Frau, die in dem Inselwinter so oft an dem quälenden Husten gelitten hatte, daß er meinte, ihre Brust müsse von ihm zersprengt werden; aber natürlich war nichts zu erwidern, wenn der Konsistorialrat in diesem Ton sprach. Er verbeugte sich einmal in der Mitte des großen, ein wenig düstern Zimmers, einmal noch an der Tür. Es sah ungeschickt genug aus.

Der Konsistorialrat lächelte. Der blieb wohl am besten unter seinen Insulanern, die auf Europens überfünchte Höflichkeit keinen großen Wert legten, und der Katarrh einer Frau würde sich ja auch legen. Mein lieber Gott, sie war jung, sie hatte ein Kind nach dem andern bekommen. Damit erklärte sich ihr Zustand genügend. Man konnte nicht überall Vorsehung spielen.

Er drückte auf den Klingelknopf. Der Amtsbote legte ein neues Bündel Akten vor ihn hin. An Arbeit fehlte es nicht, und nicht an schwierigen Fällen, in die man sich zu vertiefen hatte. Noch in der überfüllten elektrischen Bahn las er bei der Heimfahrt die Vorschläge, die über den Umbau eines städtischen Pastorats eingegangen waren. Ermüdet und überhitzt kam er heim. Daß Paula gerade heut nicht da war, erschien ein bißchen ärgerlich; aber natürlich mußte sie an dem Ausflug des Wohlfahrtsausschusses teilnehmen, sie, die in all diesen Dingen in der Mitte stand. Vielleicht kam es von Paulas Abwesenheit, daß das Gesicht des jungen Kollegen von heute früh immer wieder vor ihm auftauchte mit dem sorgenvollen Blick in den beinahe noch kindlichen Augen. Daß so ein junger Mensch sich auch so frühe schon binden mußte, für das Leben binden, das noch wie etwas Unbekanntes vor ihm lag! Er ging in sein Zimmer hinüber, das zur Seite des Speiseraums lag und gegen die Sonne geschützt war. Die Abblendung tat seinen gespannten Nerven wohl. Da lag auch die Zeitung, sauber zusammengefaltet, und nicht weit davon stand die Kiste Zigarren. Er griff hinein und entzündete das feine Kraut. Es begann förmlich zu duften. Ja, Paula war eine vorzügliche Hausfrau, das mußte man ihr lassen. Er hatte nicht umsonst ein paar Jahre vergehen lassen und eine klare Einstellung dem Leben gegenüber gewonnen, bevor er sich band. Ein wenig mehr Wärme hätte sie ja besitzen dürfen. Zuweilen entbehrte er es, daß sie nie bittend, nie hilfesuchend ihre Hand nach der seinen ausstreckte. Er schüttelte gegen sich selbst den Kopf. Das konnte man wohl nicht erwarten von einer sicher im Leben stehenden und sich darin behauptenden Frau. Sie würde, wenn sie um dieses Entbehren gewußt hätte, ihn aus den großen grauen Augen verwundert betrachtet und gesagt haben: „Da klebt dir noch eine kleine, sentimentale Eierschale aus deiner frühen Jugend an, Lieber!" Im Grunde war es wohl auch so.

Er ließ sich auf dem Divan nieder, der zur Seite des Zimmers stand. Es war ein Luxus, den er sich selten gönnte; aber heut war ein anstrengender Tag gewesen; dazu die fast lähmende Hitze, und das Haus war so wunderbar still. Wenn Paula in der Nähe war, gab es immer einen kleinen, geräuschvollen Betrieb. Sie war so tätig, so entschlossen, so eingreifend in allem, was sie unternahm. Er blinzelte zwischen halbgeschlossenen Lidern zum Bilde Carlyles hinüber, der als ein Heros über seiner Jugend gestanden hatte, und als seine Augen dabei die ganze Zimmerwand umfaßten, blieben sie an einem kleinen Aquarellbild hängen, fast nur einer Studie. Aber obgleich die Pinselführung ohne Zweifel noch unsicher und zaghaft war, lag doch über dem Stückchen Heideland, das sie darstellte, eine sonderbare, träumende Stille. Man meinte die weißen Falter durch die klare Luft schwirren zu sehen und das feine Summen der Bienen zu hören, und den Duft des Heidekrauts zu spüren, das so eigentümlich die Sinne gefangennahm.

Er lag bewegungslos. Es war ihm, als müsse sich die blaue Weite auftun und die zierliche Gestalt eines Mädchens hervorlassen, das mit leichten Schritten über die Heide kam, gerade auf ihn zu. Er glaubte das feine Sirren des Krauts zu hören, wie sie so, von Sonne umflossen, auf ihn zulief. Unwillkürlich streckte er den einen Arm aus, um sie aufzufangen und zu halten, und nun war sie auch schon da, hängte sich an diesen Arm und sagte mit einem seltsam weichen Ton in der Stimme: „Ich bin mit dem Wind um die Wette gelaufen, um nur bald bei dir zu sein!" Und sie hatte die Hand erhoben und sie in die Luft gehalten, um ihm zu zeigen, daß in der Tat ein Wind hinstrich über die Millionen rotvioletter Blüten. Er hatte ihre feinen Finger in die seinen genommen, wie man es bei einem Kinde tut, und hatte gelauscht, wie sie fortfuhr: „Ich glaube wahrhaftig, ich werde immer von irgendeiner Seite her auf dich zulaufen, großer Muß." Das war ihr Spiel- und Kosenamen für ihn gewesen, aus irgendeiner Zufälligkeit heraus gebildet und in kindlicher Freude festgehalten wie alles in jener Zeit.

Er behielt das kleine Bild fest im Auge. Er hatte es schon lange nicht mehr so eingehend betrachtet wie heute, seit Jahren nicht mehr. Aber nun kamen ihm jene fernen Tage zurück, da er, ein jugendlicher Vikar, viel hundert Male den Weg über die Heide gemacht hatte, zur Witwe seines Amtsvorgängers, deren kluger Rat ihn mehr als einmal geleitet, deren Mütterlichkeit ihn umsorgt, und deren Kind, jenes Kind mit der weichen Stimme und der Leichtigkeit in Haltung und Gang, ihm ebenso viele Male entgegen gesprungen war, durch den Duft der unabsehbaren Heide. Hinter der Heide lag die Welt.

Wie das Kind oft mit jenem sinnenden Ernst berichtete, der an ihm so anziehend war. „Aber wir haben nichts mit ihr zu tun", fügte sie jedesmal eifrig hinzu, während ihre Blicke die blaue, feine Linie am Horizont verfolgten wie in halber Abwehr.

Der ruhig Daliegende tat einen tiefen Atemzug. Damals hatte auch er noch nichts mit der Welt zu tun, nur mit der Heide und ihren stillen Bewohnern. Nur mit der Frau und ihrem zarten, wie von Sonne durchleuchteten Kinde. Das andere war später gekommen, als der Oheim ihn in die große Stadt rief, als ihm seine Vorgesetzten klarmachten, daß seine reichen Gaben, daß seine kritische Beurteilung von Menschen und Dingen da draußen in der Stille brach lägen, und daß dies nicht ihre Bestimmung und sicher nicht der Wille dessen sein könnte, der sie ihm verliehen. Das hatte er verstanden mit einer sonderbaren Bereitschaft seines Wesens, die ihm selber noch unklar war. Man mußte seine Fähigkeiten einsetzen, dort, wo sie am meisten sich auswirken konnten, wo sie Stufen bilden würden zu weiteren Möglichkeiten. Was

konnte dagegen die Stille der Heide bedeuten und die Gestalt eines Mädchens, das halb noch ein Kind war?

Er zog leise die Brauen zusammen. Ein Zug tiefen Nachdenkens legte sich über sein Gesicht. War sie noch ein Kind gewesen an jenem Abend, an dem er von ihr Abschied genommen hatte? Sie hatte ihn auf dem Heimweg begleitet an jenem Abend, bis zu der kleinen Heideerhebung, deren Höhe mit einem Kreuz bezeichnet war, zur Erinnerung an ein Leben, das sich selber in den Tod gegeben hatte, weil es das Leben nicht verstand. Dort war sie stehengeblieben, seine kleine Heidegenossin. Sie hatte sich nicht wie sonst an seinen Arm gehängt, sie war nicht an ihm in die Höhe gesprungen. Sie hatte nur die Hände ineinander gelegt, daß man das rote Blut durch sie hindurchschimmern sah und hatte, zu ihm aufsehend, nur die zwei Worte gesagt: „Bleibe lieb!" Nichts als das, und als er sie an sich gezogen und ihr einen leichten Kuß auf das goldhelle Haar gedrückt hatte, hatte er ein jähes Beben gefühlt, das den ganzen Körper durchlief; dann war sie von ihm fortgesprungen in die Weite der Heide hinaus, und er hatte nichts mehr von ihr gesehen als eine winkend erhobene Hand. Die Worte aber aus dem jungen Mund hatten ihn lange begleitet, halb wie eine Mahnung, halb wie eine Bitte. War vielleicht in ihnen auch eine Verheißung gelegen an etwas, das sich einmal erfüllen konnte?

Mit der Zeit jedoch, im Drängen der neuen Aufgabe und der neuen Freuden, waren die Worte leiser geworden. Er vermochte sie nur in ganz stillen Stunden noch zu hören, und dann hatte es kaum noch stille Stunden gegeben. Von ihrer Mutter hatte er ab und zu einen Brief erhalten, warm und herzlich, der ihm berichtete von dem Erleben des kleinen Heidedorfs, von der Entwicklung des Kindes, bei dem sich eine feine Zeichengabe herauszubilden scheine, die vielleicht für seine Zukunft maßgebend werden würde. Dann war das Mädchen kein Kind mehr gewesen. Sie war in die Kunstgewerbeschule einer fernen Stadt eingetreten, wo die Lehrer ihrem hübschen Talent einen guten Fortgang verhießen, und dann war lange keine Zeile mehr gekommen. Vielleicht ein oder zwei Jahre nicht, und als wieder einer jener fein beschriebenen Bogen in seine Hand fiel, hatte er eine leise, heiße Klage enthalten, das Kind sei nicht gesund. Es bilde sich bei ihm mehr und mehr das Leiden heraus, das seinen Vater so früh von dieser Welt abgerufen habe. Es hatte ihn damals schmerzlich berührt, als werde ein Kapitel seines Lebens beschlossen, das wohl in seinem Erinnern auf den Grund gesunken, aber immer da gewesen war. Er hatte die Absicht gehabt, seine junge Heidegenossin noch einmal aufzusuchen, noch einmal die beweglichen Hände in den seinen zu halten; aber gerade zu jener Zeit war er mit einer Vertretung betraut worden, die für seine Zukunft ausschlaggebend werden konnte. Da gab es keine anderen Rücksichten. Und hernach war es zu spät gewesen. Sie ruhte schon auf dem stillen Heidefriedhof, über den die Bienen hinaussummten und die Falter sich spielend umkreisten, und sie hatte mit der Welt sowenig zu tun wie zu jener Zeit, da sie ihr Winken und Rufen mit einem Stirnrunzeln von sich gewiesen hatte.

Aus ihrem Nachlaß aber hatte ihre Mutter ihm jene kleine Skizze gesandt, die noch von einem halbfertigen Können redete und doch von dem tiefen Erfassen der Naturseele, mit der sie seit Kindertagen gelebt hatte.

Er stand plötzlich auf und trat an die Wand heran. Er löste das kleine Bild vom Nagel und hielt es betrachtend in der Hand und fühlte mit einem Male, daß die Hand leise zitterte. Als er aber das Bildchen wandte, sah er, was er seit Jahren nicht mehr gesehen und fast vergessen hatte, die stillen Worte, die von ihrer Hand noch darauf verzeichnet waren: „Dem großen Mutz von seiner Heidefreundin." Darunter: „Und wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen redete —" Ach, was war es anders als der kurze, kindliche Begriff ihrer Abschiedsworte: Bleibe lieb!

Er stand lange, das Bild in der Hand, den Kopf im Sinnen geneigt; sein Herz klopfte sonderbar laut. Hatte sie im voraus geahnt, was in seinem Wesen ihm zum Verhängnis werden konnte, was die Ernte seiner reichen Begabung zu zerstören vermochte?

Er setzte sich vor den Schreibtisch; aber das Bild stellte er vor sich hin auf die polierte Platte. Es mußte von der ungewohnten, tiefen Stille des Hauses kommen, daß er die Stimme des Kindes, das ihm einmal teuer gewesen war, wieder so weich und zärtlich an seinem Ohr vernahm, daß ihm die Worte jener Abschiedsstunde wie eine Erkenntnis ins Herz strömten: „Ich werde von irgendeiner Seite her immer auf dich zulaufen." So war sie in dieser Stunde gekommen. So würde sie wiederkommen und an jene Seite seines Seins rühren, die der Alltag fast überwuchert und ein wenig abgetötet hatte. Er grüßte mit der Seele die ferne Jugend und das feine Kind, das darin gestanden hatte, und mit einem Male zog er ein Briefblatt hervor und begann zu schreiben:

„Lieber Herr Amtsbruder, ich kann den Tag nicht beschließen, ohne mit den Gedanken noch einmal zu Ihnen und Ihrem Gesuch um eine Versetzung in ein sonnigeres Klima zurückzukommen. Ich hoffe, die Angelegenheit vor Einbruch des Winters zu regeln und Ihnen auf dem Mittelrücken unseres Landes in staubfreier Lage eine Pfarrstelle anbieten zu können, die auch den gesundheitlichen Bedürfnissen Ihrer Frau entsprechen mag. Jedenfalls dürfen Sie davon überzeugt sein, daß ich Ihre Bitte nicht aus dem Sinne verlieren werde. Es sind die stillsten Stunden, die am deutlichsten zu uns reden, und es sind die unhörbaren Tritte, die am unfehlbarsten auf uns zugehen. Gott befohlen!"

Beim Durchlesen der wenigen Sätze schüttelte er wie zu sich selbst den Kopf. Er hatte mit seinem eigenen Herzen gesprochen, nicht zu dem des Andern. Aber die Sätze mochten nun stehenbleiben wie sie waren, jedenfalls würden sie in jenen kindlichen Augen von heut morgen die Sorge zurücktreten lassen und einem leisen Hoffen Platz geben. Eine eigentümliche Wärme, die ihm schon lange fremd gewesen war, füllte sein ganzes Wesen. Er hängte das Bild an die Wand zurück.

Drunten im Hause wurde es lebendig. Die Stimme von Frau Paula erklang, ihr fester Tritt kam auf sein Zimmer zu. Er aber ging ihr entgegen, ihr zuzuhören, und wußte es in dieser Stunde, daß der Herrgott mit mancherlei Stimmen zu uns spricht, und viele Schritte auf unsern Weg zukommen läßt, ob nun aus dieser oder einer anderen Welt.

Kiel Emma Müllenhoff

Vom Verhängnis der Völker

Zwei Kapitel aus dem gleichnamigen Buch von Eugen Diesel[1])

Die Politik der kurzen Hand

Die Unfähigkeit, Ideenblindheit und Gleichgültigkeit der meisten Menschen und die ständig in Kraft befindlichen Gesetze der politischen Maschinerie rufen eine Politik der kurzen Hand hervor. Das politische Getriebe richtet sich zunächst immer auf die Erreichung des nächsten Zweckes, weil die Masse einen dahinterliegenden Zweck selten vermuten oder sehen *kann*, und man daher den nächstliegenden Zweck mit allen Mitteln erreichen *muß*, mag er auch noch so verheerende Folgen haben. Es geht ja im ganzen Leben nicht anders: die Menschen werden lieber morgen ein gutes Essen haben wollen, als daß sie morgen hungern, um es nach einem Monat dreimal besser zu haben. In der Politik werden die Kulissen des nächstliegenden Zweckes aufgebaut, damit die Diplomaten dann dahinter ihr auf etwas entlegenere Zwecke gerichtetes Spiel treiben können. Aber die Schlauheit der Diplomaten ist nicht menschliche Größe, und so stolpern sie oft nach Errichtung ihres Lügengebäudes über irgendeinen Block des nächstliegenden Zweckes, den ihnen der Gegner natürlich in jedem Augenblick über den Weg werfen kann, wobei er des Beifalls moralisch entrüsteter Massenmenschen sicher sein darf. Nur ganz bedeutende und kluge Politiker besitzen die Fähigkeit, die großen Ziele fest im Auge zu behalten und gleichzeitig auf die Maschinerie derart Einfluß zu gewinnen, daß sie nicht alles in sinnlosen, wiewohl systematisierten Wust zerstampft. Aber auch sie werden durch die Technik der Politik notwendig immer wieder auf die nächsten Zwecke hingelenkt. Und so sind die großen Politiker dauernd gelähmt von der Sisyphusarbeit niedriger Zwecke, ohne welche die politische Maschinerie nicht arbeiten würde, von denen aber niemals gesagt werden kann, ob sie den

[1]) Eugen Diesel, Vom Verhängnis der Völker. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung 1934. 288 S. 3.90 und 4.80 M. Vgl. die Besprechung auf Sp. 810.

großen Zielen nützlich oder abträglich sind. Die niedrige Heerschar der untergeordneten Zwecke marschiert schließlich doch anderswo hin als der über den Wassern schwebende Geist der großen Politik. Immer wieder wird Geist und Hand des Politikers in diese Niederungen hinabgezerrt; immer wieder muß er nolens volens die Politik der kurzen Hand betreiben. Und die allermeisten Politiker und Diplomaten treiben sogar gern und mit Begeisterung die Politik der kurzen Hand. Sie bedienen lauter falsche Stellwerke der europäischen Politik, sehen nur die nächste Weiche, die nächste Bahnkreuzung, aber nicht das große Bahnnetz, das über Europa liegt. Sie freuen sich, wenn sie einmal absichtlich eine Weiche falsch stellen dürfen, damit der gegnerisch heranbrausende Zug entgleist. Es fehlt diesen Liliputanern die gemeinsame europäische Idee. Sie sind Sklaven der billigsten Verfahren, der für den nächsten Zweck in Bewegung zu setzenden Wirksamkeit, der Sorge, zu einem Erfolg zu kommen.

Wenn man die Notwendigkeit einer freien und großen Politik in Europa erkannt hat, so muß man sich fragen, ob die wenigen guten Köpfe und ehrlichen Charaktere die Unterminierung Europas durch die zahllosen emsigen Wühlmäuse der Politik werden verhindern können (S. 166—167).

Die einseitige Auslese der Geschichtsbilder

Der Mißbrauch der politischen Ideologien wird besonders deutlich durch die Art und Weise, wie bei allen Völkern die nationalen Geschichtsbilder ausgelesen werden.

Nichts ist wünschenswerter als die Erweckung wahrer und tiefer Geschichtsbilder im Bewußtsein des Volkes. Aber die Gefahr der Ideenentartung ist gerade hier besonders groß. In der Geschichte sind so zahlreiche verschiedene Standorte der Betrachtung möglich, daß man für den Gebrauch der jeweiligen Politik bequem nur gerade diejenigen Vorstellungen und Bilder heraussuchen kann, die nicht allein den guten begeisternden, sondern auch den bösen und niedrigen Zwecken dienen. Und das haben die europäischen Völker denn auch seit je weidlich betrieben.

Weil die ganze Fülle der Zusammenhänge und die Wahrheit dem Volke doch verborgen bleibt und sogar die Gelehrten, die Hüter der heiligen Objektivität, sich über die Deutung der Geschichte erbittert zu streiten pflegen, so ist im Grunde gegen das Verfahren der Bildauslese gar nichts einzuwenden. Aber die Auslese kann doch derart giftig und falsch vorgenommen werden, daß der nationale, ja der religiöse Erziehungswert der Geschichte und ihr höherer Geist ganz und gar verlorengeht. Auf solche Weise wird ein vollständiges System gefälschter, machtlüsterner, eitler und das Verständnis des eigenen wie der fremden Völker erschwerender Geschichtsbilder in die Welt gesetzt. Das ist überall in Europa üblich! Man beobachte, wie man sich gemeine und gefährliche Züge gegenseitig ablauert. Man vergleiche die Schulbücher der verschiedenen Völker miteinander. An einem großen Brunnen in Australien wird Deutschland als das scheußlichste Untier dargestellt, das durch den Weltkrieg gebändigt wurde. An einem Bismarck-Denkmal tritt Frankreich als Schlange und Drache auf. Und wer Ohren hat, zu hören, der vernimmt die einseitige, ja böswillige Auslese der Geschichtsbilder sogar in den Argumenten sehr ‚großer' europäischer Politiker, wenn sie in Genf über Kriegsschuld und Abrüstung reden.

Ja, wenn die nationalen Bilder nach dem wirklich würdigen Grundsatz wahrer Freiheit und Größe ausgelesen würden, wenn sie nur wenigstens nicht falsch wären und nicht auch das Bild der anderen Völker verfälschten! Da indessen das Gegenteil geschieht, so werden die Völker in giftige Nebel getaucht, in denen bösartige und dumpfe Gefühle gären und brauen. In dogmatischer Feuerschrift blitzt zwischen diesen Nebeln die Kunde von der Einzigkeit, Ausschließlichkeit, Lebensberechtigung der eignen Nation. Die imperialistische Sendungsidee verdrängt den echten nationalen Gedanken. Wahre nationale, genau so wie wahre menschliche Größe beruht auf der mutigen und selbstbewußten Anerkennung der anderen Nation.

Aber die Zeitalter wechseln, mit ihnen die Auslese der Geschichtsbilder. Das gestern Gültige wird vom Heutigen, das Heutige vom Morgigen als Verrat verfemt. Widersprüche tun sich auf, Götter stürzen von den Sockeln. Und es ist gut so. So bleibt die Hoffnung, daß dereinst einmal eine Bildauslese der Würde und Größe der eigenen Nation derjenigen Europas gleichzeitig zu entsprechen vermag (S. 179—180).

Ein Soldat über den Krieg von morgen

1

Prophezeiungen sind immer eine mißliche Sache. Als im Jahre 1918 der Weltkrieg endigte, als der letzte der vielen Millionen von Toten bestattet wurde, hatten Erschöpfung, moralische und materielle Zerrüttung und die schweren Verluste die Geister von dem Gedanken abgelenkt, daß je wieder ein Krieg Europa in Blut ertränken könne. Der Völkerbund, in den Deutschland im Jahre 1926 (nach Locarno und mit einigen Komplikationen) hineinging, schien, für den Einen oder Anderen wenigstens, ein Weg zur Rüstungsbeschränkung. Der Skeptiker freilich kann mit Recht auf eine vieltausendjährige Kriegsgeschichte hinweisen, und die großen Heere, die inzwischen rings um Deutschland wieder aufgestellt wurden, lassen daran zweifeln, daß man in Versailles den Epilog dieser Kriegsgeschichte geschrieben hat. Der sattsam bekannte Mr. Knickerbocker aus Amerika, mit dem Gefühl für die Aktualität, hat uns in einem Buch ebenfalls schon seine Ansichten über das Thema: Kommt wieder Krieg? vorgelegt. Die Zeitgenossen nehmen übrigens mit bemerkenswerter Gleichgültigkeit Notiz von dieser Frage.

Die Perspektiven des Kriegs von morgen sind keine rosigen. Jedes Einzelschicksal wird seinen Wirkungen ausgeliefert und unmittelbar mit ihm verbunden sein. Das Thema: „Wie sieht der Krieg von morgen aus?" ist in vergangenen Jahren in apokalyptischen Visionen erörtert worden. Man sprach von unwiderstehlichen Gasangriffen durch Luftflotten oder von der Bakteriengefahr; es wäre frivol, die Gefahren und Schrecken der Luftangriffe auf das Hinterland zu bagatellisieren oder zu beschönigen. Gegen technische Angriffsmittel hat aber die gleiche Technik noch immer die Abwehr gefunden. Auf jeden Fall: Angst ist keine Weltanschauung. Angesichts der gewaltigen technischen und wissenschaftlichen Fortschritte legen wir uns zwar die Frage vor, ob ein neuer Krieg nicht den Untergang der heutigen Kultur bedeutet, und die Besorgnis scheint gerechtfertigt. Zu einer maßvollen Beurteilung auf Grund der Tatsachen von gestern und der Ideen von heute verhilft uns jedoch das vorliegende Buch des italienischen Militärwissenschaftlers Oberstleutnants Morretta; die Herausgabe in deutscher Sprache ist ein unzweifelhaftes Verdienst des Rowohlt-Verlags in Berlin.[1])

Das Buch wird eingeleitet mit Gedanken über den Krieg und seinen Widerspruch zur Kultur und über die Ungerechtigkeit der Vergewaltigung des Schwächeren durch den Stärkeren; Morretta geißelt in schärfsten Worten den Vertrag von Versailles, der nur neue Kriege erzeugen und jede Hoffnung auf dauerhaften Frieden ersticken muß. Und so erheben sich in dieser traurigen Nachkriegsperiode, in der die Möglichkeit neuer Konflikte nie ausgeschlossen schien, in Europa und Amerika die Stimmen der Fachleute, die die Probleme der militärischen Rüstungen und Einrichtungen aufs neue aufrollen und diskutieren. „In Deutschland allerdings — und auch das ist ein erklärlicher Fall in einem von der Niederlage ereilten großen Lande — setzte sich gleichzeitig mit dem Wiederaufleben der militärischen Studien eine bissige, gehässige und zersetzende Literatur durch, die gegen den Krieg wetterte und die glühendsten vaterländischen Ideale in den Schmutz trat." Zur gleichen Zeit schuf sich aber Deutschland unter Führung des Generals v. Seeckt eine seiner besonderen Zwangslage gerecht werdende Kriegslehre. Die Art und Weise, in der v. Seeckt unter schwierigsten Umständen die kleine deutsche Armee trotz der ihr auferlegten Beschränkungen in Organisation und Rüstung zu dem Instrument machte, das er seinem Nachfolger bei seinem Abgang übergeben konnte, hat ihm die Hochachtung der militärischen Fachleute eingetragen: „Man muß einen Führer bewundern", schreibt der Franzose X, „der unter dem Joch des Zwanges, aber entschlossen es abzuschütteln, inmitten des Zusammenbruchs seines Vaterlandes die Armee wieder aufzubauen verstand."

Die militärischen Ideen von heute und ihre Entwicklung werden im ersten Teil des Buches behandelt. Die Theoretiker des „statischen Krieges" neigen zu der Lehre vom unvermeidlichen Sieg der Maschine über den Menschen und vom Gleichgewicht der Waffen, das den Stellungskrieg wieder in Erscheinung treten ließe. Nach der Theorie des „dynamischen Krieges" beherrscht der Geist die Maschine und befähigt sie erst zu zweckmäßigem Vernichten, und dadurch könne der Krieg seine „Bewegung" zurückerlangen. Die Vertreter beider Lehren kommen zu dem Ergebnis, daß derjenige den Krieg gewinnt, der die meisten Maschinen zu seiner Verfügung hat.

[1]) Rocco Morretta: Wie sieht der Krieg von morgen aus? Berlin 1934, Rowohlt. 225 S. Kart. 3.80 M.

Gegen diese Ansichten setzte bald eine scharfe Reaktion ein. Da die alten Riesenarmeen den Krieg nicht schnell beenden konnten, müßten andersgeartete Armeen, mit neuen Mitteln versehen und organisiert, die Qual eines jahrelangen Stellungskrieges ausschalten: der „kurze Bewegungskrieg" wird zur Parole. Auch hier kämpft der Fortschritt gegen die Tradition und scheidet die Geister in zwei Richtungen:

a) die „Revolutionäre" (nach deren Meinung die unbedingte Ueberlegenheit von Maschine und Wissenschaft über den Menschen feststeht),

b) die „Evolutionisten" (die von der Ueberlegenheit der zahlenmäßigen Stärke und des menschlichen Geistes über die Maschine überzeugt sind).

Nach Ansicht der Revolutionäre oder „Materialschwärmer" erfordern die neuen und furchtbaren Mittel der Wissenschaft und Technik eine andere taktische Methode als früher. Der letzte Krieg erwies, daß Massenheere den schnellen Bewegungskrieg verhindern. Die moderne Artillerie läßt die Truppengattungen Infanterie und Kavallerie vom Erdboden verschwinden. Die Luftflotte, lehrt Douhet — ein Landsmann Morrettas — wird den Krieg entscheiden: sie besiegt die feindliche Luftmacht, zerstört im Rücken der feindlichen Landstreitkräfte Industrieanlagen, Verkehrszentren und Nachschubquellen, verwüstet alle Wohnstätten und stürzt sich schließlich auf das feindliche Heer. Auch die Marine kann sich diesem Angriff nicht entziehen. Die Wasserzufahrtsstraßen werden so überwacht, daß Kriegsmittel für das Feindesland unerreichbar bleiben, das ganze feindliche Volk ist nach kurzer Zeit auf Gnade oder Ungnade in die Knie gezwungen. In Summa: für Douhet besteht kein Zweifel, daß das Mittel der Zukunft in ungeheuren Luftflotten liegt.

Der englische General Fuller propagiert den Tank als die Waffe der Zukunft. Er ist leidenschaftlicher Vertreter einer vollständigen Mechanisierung der Armee. Der Tank vereinigt eine Menge Vorzüge in sich: er verbürgt Ersparnis im Transport, löst das Problem der Heranschaffung, erfordert weniger Spezialisten als die anderen Rüstungen; Zwittertanks ermöglichen Invasionen zur See. Dazu kommt die hohe Beweglichkeit, Schnelligkeit und Stoßkraft, die den Tankgeschwadern ermöglichen wird, zur Operationsbasis des Gegners durchzustoßen und durch Zerschneidung der rückwärtigen Verbindung und durch Ueberrumpelung zu siegen. Die Fullersche Tankarmee besitzt sechs verschiedene Tankarten zu verschiedenen Zwecken und ist eingeteilt in zwei schwere, zwei leichte und zwei Verfolgungsdivisionen des mechanisierten Heeres mit insgesamt 2000 Maschinen und 60 000 Mann. Die Tanks sind zum Vergasen befähigt und schützen die eigne Mannschaft gegen Aetzgase. Hauptwaffe ist das Geschütz. Diese Armee wird nicht allein kämpfen, sondern verbunden sein mit einer starken Luftwaffe und mit Infanterie, die das eroberte Gelände zu besetzen hat und in dem für die Tankarmee unwegsamen Gebiet den Kampf führt. Weniger radikale, aber ähnliche Ideen vertritt der englische Captain Liddel Hart. — Zu den Vertretern der jungenglischen Schule gehört Colonel Croft, der, ganz im Gegensatz zu Fuller, in der Infanterie die wichtigste Waffe sieht. Er verlangt die Ausstattung der Infanterie, Artillerie und Kavallerie mit Tanks für die schweren Waffen, um den Infanteristen vor allem beweglicher, leichter und leistungsfähiger zu machen.

Die Vertreter des chemischen Krieges setzen alle Siegeschancen auf die rationelle Anwendung der Kampfgase. Man hat sie eingeteilt in sechs Klassen unter dem Gesichtspunkt der Wirkungen, die sie im Körper des Menschen verursachen. Zu den gefährlichsten Stoffen der Klasse der blasenziehenden und ätzenden Gase gehört das Lewisit (nach dem Amerikaner Lewis) und das Hyprit, im letzten Krieg erprobt unter dem Namen „Senfgas", obwohl es eigentlich kein Gas ist, sondern eine Flüssigkeit mit hohem Siedepunkt, die in feine Tröpfchen in die Luft zerstäubt wird. Hyprit ist wohl das intensivste Kriegsgift und wirkt durch Berührung und durch Atmung; seine Wirkungen stellen sich erst allmählich ein und sind fast immer tödlich. So „hofft" man ganze Landstrecken in Stätten des Todes für Mensch, Tier und Pflanze zu verwandeln, und wo das Gas unanwendbar sein sollte, soll der Bazillenkrieg durch Verbreitung tödlicher Seuchen dieselbe Wirkung erzielen.

Diesen Neuerern gegenüber verharren die „Evolutionisten" auf dem entscheidenden Wert der Masse. Zu ihnen gehört z. B. Frankreich, wo man von dem Gedanken ausgeht, daß die ersten Erfolge im Kriege von ausschlaggebender Bedeutung sein werden. Dort wird der überragende Teil der stark motorisierten und mechanisierten Friedensarmee kriegsbereit gehalten zum Stoß und zur Deckung der Mobilisierung der gesamten Nation.

*

Aus allen diesen Gedankengängen ergibt sich, daß die Anschauungen v. Seeckts, Fullers, Liddel Harts und Anderer im wesentlichen nicht sehr unterschiedlich sind: sie lassen Alle den Willen erkennen, dem Zukunftskrieg neben seiner entsetzlichen Grausamkeit die verlorene Beweglichkeit (zur schnelleren Beendigung) wiederzugeben. Morretta untersucht im zweiten Teil seines Werkes alle diese Voraussagen, sucht sie ihrer phantastischen Uebertreibungen zu entkleiden, um das wahrscheinliche Bild des Zukunftskrieges zu gestalten. Ganz so frischfröhlich, wie sich die Luftflotten des Marschalls Douhet vernichtend auf den Gegner zu stürzen haben, wird sich der Luftkrieg wohl kaum entwickeln. Niemand kann z. B. den Feind zur Annahme des Kampfes in der Luft zwingen; der Feind könnte möglicherweise seine Flugzeuge zu anderen Zielen einsetzen, etwa Zerstörung der Basis der gegnerischen Luftflotte — der Möglichkeiten sind viele. Ein englischer Fachmann, der sich unter dem Pseudonym „Neon" verbirgt, bestreitet die Bedeutung der Luftflotte auf das entschiedenste: Mit der Luftflotte allein wird der Sieg nicht zu erstreiten sein! Mit ihr erobert man kein Land, mit ihr kann man erobertes Land nicht besetzen oder halten. Zur Flugaufklärung fehlt „Neon" das Vertrauen; der Krieg wird sich in der Tat nicht auf die Schön-Wetter-Tage beschränken. Unter Hinweis auf Kriegstatsachen wird dargelegt, wie problematisch der Ausgang einer Fliegerbombardierung ist, wenn sie nicht wuchtig und überraschend ausgeführt wird. Im Verlauf von 270 Flügen, bei denen 15 Tonnen Bomben abgeworfen wurden, um den deutschen Kreuzer „Göben" zu versenken, traf nur eine ins Ziel. Trotz lebhaften Verkehrs im Aermelkanal sei den Deutschen im Weltkrieg nur ein Schiffstreffer aus der Luft gelungen und die Alliierten hätten alle Anstrengungen, die deutschen U-Boot-Stützpunkte der Zone von Zeebrügge durch Luftangriffe zu stören, erfolglos scheitern sehen. Der Bombenabwurf scheint im Verhältnis zum Erfolg ungeheuer kostspielig zu sein. Die Lebensdauer eines Flugzeugs im Kriege sei sehr kurz; „Neon" errechnet die Flugzeugverluste auf 80 bis 90 vH. im Monat. (Die USA. haben von den 6000 Flugzeugen, die sie in der Stunde ihres Eingreifens in den Weltkrieg von Frankreich erhielten, 5463 Maschinen eingebüßt.)

Aber über den Luftkrieg läßt sich nichts Bestimmtes sagen (auch Neons Schlüsse, gezogen aus den Kriegstatsachen, sind Trugschlüsse), denn im Weltkrieg war das Flugzeug noch Hilfswaffe; mittlerweile sind im Bau von Kampfmaschinen erstaunliche Fortschritte erzielt worden. Im Bunde mit der Chemie gewinnt das Flugzeug die Möglichkeiten grauenvollster und unübersehbarer Betätigung und im Grunde ist es doch die Bombardierung, die heutzutage die Luftwaffe so furchtbar macht. Die Abwehrwaffen allerdings können zu einer starken Herabminderung der Gefahr dienen, sie werden die Flugzeuge in größere Höhen zwingen und so ihre Treffsicherheit reduzieren; gleichzeitig greifen Jagdgeschwader die weniger beweglichen Bomber an, Flugverhaue werden dem Angreifer gefährlich sein und Scheinwerfer sein Risiko steigern. Von eminenter Bedeutung ist die passive Zivilverteidigung, die jetzt auch bei uns in Deutschland stark beachtet wird. Zielbewußte Schutzmaßnahmen allein werden die unvermeidlichen Leiden des Volkes einschränken können. Es ist allerdings eine schwere Aufgabe, die breite Masse über Art und Schwere der Gefahr, die über den menschlichen Siedlungsgebieten liegt,

aufzuklären und ihr einzuprägen, wie sie sich im Fall von Fliegerangriffen zu verhalten hat. Freilich hilft der herrlichste Mut nicht, der Luftgefahr zu trotzen: ungestraft atmet keiner Hyprit oder Phosgen ein. Wohl aber hilft eine gute Schutzorganisation, umfassend und sorgfältig entworfene Alarmsysteme, bomben- und gassichere Unterstände und sofortige Bereitschaft des Rettungsdienstes.

Auch die Fullerschen Ideen halten nicht in allem einer schärferen Durchleuchtung stand. Der Tank ist in Massen viel leichter verwundbar und dem Luftangriff weniger zu entziehen. Seine Abwehr mit allen möglichen Waffen bereitet der heutigen Technik keine Schwierigkeiten mehr. Der hohe Kostenaufwand zwingt die mechanisierte Armee zu relativ kleinen Einheiten. Der vollständigen Motorisierung scheint die Kostspieligkeit, meist aber auch der Brennstoffmangel in größerem Umfang im Wege zu stehen.

Von einer totalen Mechanisierung ist schon aus dem Grund Abstand zu nehmen, da die kleine Armee scheitern kann an den Abwehrmaßregeln des Gegners und verloren ist, wenn keine bewaffnete Nation hinter ihr steht.

Mit allen diesen Mitteln wird, so scheint es, der Stellungskrieg, die Defensive, nicht auszuschalten sein. Immer wieder kann die Lage eintreten, in der die Defensive an bestimmter Stelle die offensive Kräftezusammenfassung an anderer Stelle gestattet.

Nach Ansicht der Evolutionisten wird der zukünftige Krieg in seinem Grundcharakter dem Weltkriege in seiner letzten Phase gleichen. Die Prinzipien bleiben also dieselben, aber die Methoden haben sich durch die Vervollkommnung der Waffen geändert. Welche Ueberraschungen Wissenschaft und Technik dem homo sapiens in dieser Beziehung schenken werden, wer weiß? Nicht vorauszusehen ist, welches Heer den Sieg erringen wird, weil der eine Feldherr nicht weiß, was sein Gegner tut. Der Krieg der Zukunft ist nach Morretta kein Krieg der Materie wider den Geist, sondern ein wissenschaftlicher Krieg zu Lande, zu Wasser und in der Luft, ein Krieg aller Waffen im einheitlichen Rahmen des Operationsplanes der Führung, bei dem der geistig Stärkere im Vorteil sein wird.

Leipzig Karl Jadziewski

Die Tragödie der Kunst

Paul Fechter in „Deutsche Zukunft" vom 19. 8. 34

Seit der preußische Staat das Totenmal Ernst Barlachs im Magdeburger Dom aufstellen ließ, ging der Kampf um dieses Werk des norddeutschen Plastikers. Die Magdeburger haben vom ersten Tage an protestiert: das Denkmal mißfiel ihnen — es gab ihrem Gefühl von Totenehrung nicht den entsprechenden Ausdruck. Freunde der Kunst Barlachs setzten sich mit der gleichen Energie für das Werk und seinen Schöpfer ein — ohne aber die Stimmen der Gegner zum Schweigen zu bringen. Nun hat der Kultusminister Rust mit einer klugen Entscheidung dem Streit ein Ende — und zugleich eine Zeitsituation im Geistigen mit harter Sachlichkeit sichtbar gemacht.

Es wäre billig, sich über die Haltung der Magdeburger noch einmal zu entrüsten. Sie haben ihre Meinung trotz aller Einwände und Belehrungen der Wissenden festgehalten, haben sich ihr Gefühl weder verwirren noch durch Klärung ändern lassen: sie lehnten es ab, ihre Lebensgefühle aus Kunstrücksichten abzuwandeln. Sie haben menschlich das Ihrige getan — und haben damit bewiesen, daß zwischen Kunst und Leben heute eine Fremdheit herrscht, eine Kluft liegt, die offenbar kein guter Wille mehr zu überbrücken und auszugleichen vermag. Der Kultusminister hat diese Tatsache durch seine Lösung des Streitfalls ohne Beschönigung sichtbar gemacht: Kunst gehört in ihren Bereich, nicht in das Leben, das sich gegen sie zur Wehr setzt. Zwischen Kunst und Leben haben sich Abstände ergeben oder sind Abstände sichtbar geworden, die zu groß sind, als daß man sie durch Arbeit am Inneren noch beseitigen kann. Hier hilft nur noch Trennung — oder wenigstens Bestätigung der Trennung, die sich seit langem vollzogen hat.

*

Diese Trennung ergab sich nicht, wie man denken könnte, aus einem Versinken des künstlerischen Gefühls in den betrachtenden Menschen. Sie ergab sich vielmehr aus einem Versinken des Glauben- und Lebenkönnens. Die Menschen der Vergangenheit sahen in dem Altarbild, in der Heiligengestalt, im Totenmal auch nicht das Kunstwerk (das taten immer nur wenige), sondern das Sinnbild, das Mal. Die richtig Gläubigen von heute tun das noch ebenso: darum sehen sie in irgendeiner völlig kunstlosen, bunt bemalten Figur, wie die Kirche sie ihnen oft in ihren Räumen hinstellt, nach wie vor die Mutter Gottes, halten sich mit ihrem Gefühl an das von der Kunst her tote Gebilde und erheben es damit auch wirklich ins Bereich des Bedeutsamen, des Lebendigen, nicht mehr Toten, ja nicht mehr nur Irdischen. Die Magdeburger, die sich an dem Werk Barlachs ärgerten, hatten nicht zu wenig, sondern eigentlich schon zuviel Kunstgefühl und dafür zu wenig Glauben, wenn sie an den drei Männern Anstoß nahmen, statt wie die Frauen und die Männer des Volks, die nur die Bedeutung, nicht das Ding sehen und empfinden, vor ihnen zu knien und der Toten im Gefühl zu gedenken. Sie waren zu gebildet, nicht zu wenig. Sie konnten, obwohl sie das Leben gegen die Kunst verteidigten, doch nicht mehr ganz richtig leben; denn sonst wäre ihnen die künstlerische Gestaltung des Denkmals ebenso belanglos gewesen, wie den schlichten Frauen und Männern in ihrer Dorfkirche das Fehlen dieser Gestaltung an ihrem Heiland, ihrer Maria. Die Kunst kam ihnen dazwischen — weil sie trotz allem schon von einer Kunstvorstellung, einem Kunstbegriff und nicht vom lebendigen, unbegrifflichen Leben ausgingen.

*

Auf der anderen Seite ist zu sagen, daß in diesem Vorgang sich in gleicher Weise die wohl unausweichbare Tragödie der Kunst in ihrem Verhältnis oder Mißverhältnis zum Leben enthüllt. Das Leben ist dem wirklichen Leben fremd geworden: gerade darum aber hat die Kunst ein gleiches Schicksal erfahren. Je mehr sich bei den Betrachtenden ein Bildungsverhältnis zu ihr ergab, je mehr die unmittelbare Beziehung einer mittelbaren wich, desto mehr mußten gerade die wirklichen Künstler hinabsteigen ins immer Unmittelbarere, noch Unberührte. Sie mußten die Schichten der Seele verlassen, aus denen die anderen schon ästhetisch begrifflich und mit Bildungsvorurteilen beladen an die Werke herantraten, mußten sich in immer tiefere absinken lassen, um der Gefahr zu entgehen, ebenfalls im nur noch Mittelbaren, wenn auch Gemeinsamen, hängen zu bleiben. Die weniger Reichen suchten diese Bezirke des Wesentlichen im Abseitigen: im Gegenständlichen der Contemporanéité, des Naturalismus oder im technisch Formalen des Impressionismus, Neoimpressionismus oder der Abstraktion. Die Reichen aber, die diesen Ersatz nicht brauchen konnten, stiegen in die Tiefe — und kamen je länger desto mehr in Regionen, zu denen die andern keinen Zugang mehr hatten, nie gehabt hatten und auch nicht haben konnten, wofern sie nicht selber schon aktiv und bewußt mitarbeitend an die Bezirke der Kunst herantraten.

Hier beginnt die Tragik. Denn dies heißt, daß damit notwendig und fast unvermeidbar gerade die Reichsten und Besondersten unter den schöpferischen Menschen nur noch für sich sein können. Die Bezirke der Kunst mußten, gerade weil das Leben an großen Gebieten ihres Reiches allzusehr vom mittelbar Künstlerischen her Anteil nahm, immer mehr ins Unmittelbare, noch Unbegriffliche vorgetrieben werden, also daß die eigentlichen Vorgänge sich da vollzogen und vollziehen mußten, wohin nur noch selbst aktiv künstlerische Menschen vordringen können. Die Reiche des Lebens und der Kunst trennten sich um so mehr, je reicher die Schaffenden waren — weil die Beziehung zu den Werken nicht mehr oder nur noch selten vom Leben, sondern von der Kunst, der Kunstbildung her gegeben wird.

*

Ernst Barlach ist als Plastiker wie als Dramatiker einer von denen, an denen diese schicksalsmäßige Tragik am deutlichsten sichtbar wird. Er ist in seine Welt des Wesentlichen, ganz Unmittelbaren hinabgestiegen — und ferne liegt das Reich des Lebens, dem dieser Abstieg nicht mehr möglich ist, weder bei den Dramen, noch bei den Plastiken. Man kann daraus nicht einmal einen Vorwurf ableiten: was hat der nicht künstlerisch Tätige, der im Mittelbaren sein Leben tätig Verbringende in diesen Untergründen der Welt zu schaffen? Er müßte sein Leben, seine Welt aufgeben, und sich in mühsamer Arbeit in die Welt der Tiefe graben — vor der ihm, wenn er sie wirklich erreicht, sein bisheriges Leben sinnlos wird und zerbricht. Die meisten kämen gar nicht hinein, weil das Schicksal die Pforten vor diesem immer weiter sich dehnenden Reich der Mütter nur für die auftut, die dort zu Hause sind. Werke wie Barlachs „Toter Tag", wie die „Sintflut", Dichtungen wie Stehrs „Begrabener Gott" sind reine echte Werke aus den Bereichen des Unmittelbaren: ihr Wesen aber ist nur noch denen zugänglich, deren Heimat ebenfalls diese Bereiche sind. Nicht nur die Kunst der Künstler, die artistische, aus dem Metier und seinen besonderen Voraussetzungen entstandene, hat keine Beziehung zum Leben mehr: der wirklichen, echten, großen Kunst geht es ebenso — und zwar um so mehr, je echter, je reicher sie ist. Die Sonderung, die fast alle unsere geistigen Arbeitsgebiete ergriffen und neben das Leben gestellt hat, die Mathematik, die Naturwissenschaften, die Philosophie — sie hat die Welt der Kunst in die gleiche Isolierung neben die Welt der wirklichen Leute gestellt. Es gibt keine Brücken mehr.

Das Kultusministerium hat das gesehen und hat das Nebeneinander dieser beiden Reiche mit seiner guten Entscheidung ohne Beschönigung sichtbar gemacht. Ein Werk der Kunst, das aus Tiefen stammt wie Barlachs Magdeburger Totenmal, ist dem Leben nicht mehr zugänglich: so muß es aus seinen Bereichen entfernt, in eine der großen Grabkammern des Unmittelbaren, in ein Museum gestellt werden. Da kann das Leben zu Besuch kommen, wenn es ein-

mal für Stunden an sich selber, an seine Abgründe und seine furchtbare Wirklichkeit, zugleich allerdings an seine Spannweite und seine wunderbaren Möglichkeiten erinnert sein will. Es kann dort seinen naiven Glauben an die Identität von Kunst und Schönheit zu bestätigen suchen — und kann für Momente sich ferne eine Ahnung aufdämmern lassen, was an Dämonen und Grauen und zugleich an hinreißenden Erschütterungen unter der dünnen Oberfläche des hellen beruhigten Tages schlummert. Es hat schon einen guten Sinn, daß der Staat diese Welt der Kunst unter seine strengen Fittiche genommen und sie durch Wächter, Schließung am Abend und an hohen Fest- und Feiertagen vom Leben abgetrennt hat: der Fall Barlach in Magdeburg zeigt das Grauen des bedingten Lebens vor den fremden Welten des Unbedingten nur zu deutlich, und der Staat hat wie die Kirche die Pflicht, für das Leben, nicht für die Kunst einzutreten. Er ist in diesem Falle mit einer noblen Geste auch dem Künstler gerecht geworden: die eigentliche Entscheidung aber fiel im Sinne Frank Wedekinds und seiner „Zensur" für die Welt und für die Menschen.

Aus Zeitschriften

„Was ist Wahrheit?" „... Man hat im Ausland gefunden, daß die deutsche Regierung (während des Krieges) dem Volk die Wahrheit weniger vorenthalten habe, als sie seinen Gegnern vorenthalten wurde. Ausländische Zeitungen waren während des ganzen Krieges in Deutschland zu kaufen. Sie wurden weder verboten, noch in ihren Verkaufsmethoden beschränkt. Sie wurden nicht einmal so sehr viel gekauft, weil das Vertrauen in die eigene Presse bei einem an die Freiheit der Meinung gewöhnten Volk doch kein tieferes Mißtrauen aufkommen ließ. Und trotzdem: wir kennen seitdem jene unheimliche Unsicherheit, die sich eines Volkes bemächtigt, das nicht mehr alles erfährt, was geschieht, und das diese unsichtbare Schranke zwischen seinem Wissen und seiner Wirklichkeit dennoch fühlt. Wir wissen seitdem, daß ein solches Volk in dem Maße unzuverlässiger wird, als es sich von seiner Wahrheit abgeschnitten fühlt. Wenn ihm die Möglichkeit, Gerüchte zu kontrollieren, genommen, ja wenn ihm das kritische Bedürfnis danach als patriotisches Unrecht hingestellt und ausgetrieben wird, so wird es um so mehr ein Spielball seiner Illusionen, und wenn die Zucht der unerbittlichen Wirklichkeit aufhört, schießen um so hemmungsloser, von den Leidenschaften getrieben, die Wunschbilder in die Höhe ... Die ganze Nachkriegszeit ist erfüllt von den zerstörenden seelischen Wirkungen, die von der hysterischen Lähmung des Wahrheitssinns im gesteigerten Krampf des Vernichtungswillens ausgingen: Skepsis, Auflösung, Haltlosigkeit, innerste Unruhe ... Wie könnte es auch anders sein? Die objektive Wirklichkeit geschichtlicher Tatsachen, Mächte und Situationen läßt sich verdunkeln, aber nicht durch ein Wunschbild verdrängen. Nur das ist echte Leistung, echte Errungenschaft, was auf dieser Wirklichkeit aufbaut. Wer — seinem Volke die Kraftprobe vor dieser Wirklichkeit nicht zutrauend — die Stützen irgendwelcher Lügen einsetzt, verrät seine eigne Schwäche und führt sein Volk auf die schiefe Ebene moralischer Schwächung. In dieser richtigen Erkenntnis wurzelt der Anspruch der Völker auf die volle Wahrheit über die ihr Schicksal bestimmenden Tatsachen, wurzelt die Ueberzeugung, daß auch Regierung und Volk sich nur in der Ebene dieser Wahrheit begegnen dürfen, denn auch die Regierung handelt nicht mehr aus dem echten Bezug zur Wirklichkeit des Volkes, wenn sie, um ihm und sich Wunschbilder zu retten, die seelische Verfassung einer Nation unter dem Druck des Schweigens begräbt. Diese Einsichten sollten auch bestimmend sein in der Frage, wie das Bild des Krieges in unserer Jugend fortleben soll. Für Bedeutung und Bedrohung der Lage Deutschlands in der Welt des 20. Jahrhunderts ist die Geschichte des Weltkrieges eine tragische Offenbarung ..."

Gertrud Bäumer in „Die Hilfe", Nr. 15, S. 338 ff.

Urkunden

Superintendent D. Heinzelmann in Villach, Vertrauensmann der evangelischen Kirche in Oesterreich, hatte im Verlauf der Ereignisse in Oesterreich einen Hirtenbrief erlassen, der von den evangelischen Kanzeln Oesterreichs verlesen werden sollte, aber infolge behördlicher Maßregeln nicht verlesen worden ist. Er lautet:

Hirtenbrief an alle evangelischen Gemeinden in Oesterreich, am 5. August 1934 von den Kanzeln zu verlesen.

Im Bewußtsein tiefer Mitverantwortung für die Zukunft unserer Kirche und für das Wohl unseres deutschen Volkes wende ich mich in diesen ereignisschweren Tagen an alle evangelischen Gemeinden in Oesterreich. Zum Vertrauensmann und zum geistlichen Führer unserer Kirche bestellt, kann ich nicht schweigen zu dem, was in den letzten Tagen geschehen ist; unsere Gemeinden müssen spüren, daß die Stimme der Kirche die Stimme des Gewissens ist, die ein Recht darauf hat, öffentlich und von vielen gehört zu werden.

Der erschütternde Tod unseres Bundeskanzlers Dr. Dollfuß, durch irregeleitete Menschen gewaltsam herbeigeführt, hat die Teilnahme der ganzen Welt erregt und in das Seelenleben der Völker mächtig eingegriffen. Er hat in vielen Gegenden unseres österreichischen Vaterlandes, besonders in Steiermark und in Kärnten, aufständische Bewegungen zur Folge gehabt, in welche auch Gemeindeglieder, Männer und Jünglinge, verwickelt worden sind, die sich nun vor dem Gericht werden verantworten müssen.

Was alle erlebt haben, hat unsere evangelische Kirche im Innersten miterlebt, ergriffen von tiefstem Anteil, bewegt von schwerster Sorge. Sie hat nicht nötig, öffentlich zu versichern, daß sie jene Tat des Grauens und diese Bewegungen der Auflehnung gegen die obrigkeitliche Gewalt auf das schmerzlichste beklagt: sie würde ihr Wesen verleugnen und ihr Daseinsrecht verlieren, wenn sie es nicht täte.

Auch diejenigen unter uns, die dem verewigten Kanzler nicht zu folgen vermochten und andere Wege als er meinten gehen zu müssen, haben an der Lauterkeit seines Wollens nicht gezweifelt; und daß er ein treuer Sohn, ein entschiedener Bekenner der katholischen Kirche war, hat unsere Achtung vor ihm nicht gemindert, sondern erhöht, denn jede ehrliche, im Herzen wurzelnde Ueberzeugung wird von uns anerkannt und geschätzt.

Für Oesterreich ist er gestorben; sein Tod war ein Opfer, das er für die Heimat gebracht hat — wir bezeugen es willig mit vielen anderen. Aber Teilnahme angesichts dieses Todes ist nicht das Einzige, was uns bewegt. Im Hinblick auf die Zukunft unseres Volkes sind wir auch erfüllt von schwerer Sorge. Die Frage wird laut: Was soll nun werden? Wird alles damit getan sein, daß die Schuldigen ihrer Strafe zugeführt werden, daß das Standgericht spricht und die Kerkertore sich öffnen? — Hat jene unheilvolle Tat, der der Bundeskanzler zum Opfer fiel, so verwerflich sie auch ist und immer bleibt, nicht Hintergründe, die zu verhüllen wenig ratsam, ja vielleicht schädlich wäre? Ist diese Tat ganz zu verstehen, wenn sie nicht hineingestellt wird in den Zusammenhang der Ereignisse, die im letzten Jahre die Seele des österreichischen Volkes in ihren Tiefen aufgewühlt haben? Sind diejenigen Männer, die in den letzten Tagen zu den Waffen griffen, als Verbrecher zu beurteilen, oder befanden sich nicht unter ihnen beste und edelste Söhne unseres Volkes? — Es wäre nicht gut, wollte man solchen Fragen ausweichen, es wäre besser, angesichts des tragischen Todes des Kanzlers zu erwägen, ob nicht andere Wege zur Erneuerung Oesterreichs eingeschlagen werden sollten als bisher. — Wir haben als Kirche die Pflicht, uns mit dem gleichen Ernst an das Gewissen der Regierenden zu wenden, wie an das Gewissen erregter Menschen, die sich in ihren Mitteln vergriffen haben; wir wollen uns nicht vorwerfen lassen, in einer Zeit großer Entscheidungen solche Pflicht versäumt oder außer acht gelassen zu haben.

Man sagt und wiederholt es mit immer stärkerem Nachdruck: wir kämpfen für die Freiheit und Unabhängigkeit Oesterreichs, so wie der verewigte Kanzler dafür gekämpft hat. Wer von uns möchte das nicht tun? — Nur daß dabei auch an die innere Freiheit, nicht nur an Freiheit und Unabhängigkeit nach außen hin gedacht werde! — Besaß unser Volk diese Freiheit? Besaß es sie in den letzten anderthalb Jahren? Ein großer und gewiß nicht der schlechteste Teil unseres Volkes hatte nicht die Möglichkeit, seine Meinung zu äußern, seinen Willen zur Geltung zu bringen und in wichtigen Lebensfragen sein Recht zu finden. Die Glaubens- und Gewissensfreiheit schien schwer bedroht; die Bestimmung des Gesetzes, daß jedermann in der freien Wahl des Religionsbekenntnisses von der Behörde zu schützen sei, schien ausgeschaltet und die Gleichberechtigung der christlichen Bekenntnisse in Frage gestellt zu sein. Ohne ersichtlichen Grund fanden Haussuchungen, Verhaftungen und Anhaltungen statt. Durch offenen oder verborgenen Zwang wurde die Redlichkeit der Gesinnung und die Festigkeit des Charakters auf härteste Proben gestellt. Ist es ein Wunder, wenn ein beträchtlicher, in wesentlichen Belangen entrechteter Teil unseres Volkes stürmisch nach Freiheit rief, wenn er ein Joch, das ihm von Tag zu Tag unerträglicher dünkte, gewaltsam abwerfen wollte?

Allerdings: Diese Einschränkung der Freiheit unseres Volkes war es nicht allein, die den Boden für die unselige Tat des 25. Juli bereiten half. Wir würden der Wahrheit die Ehre nicht geben, wenn wir nicht gemeinsam mit allen, denen unser Vaterland am Herzen liegt, es hart beklagen müßten, daß von einer Stelle aus, von der wir es am wenigsten gewünscht hätten, jene Gegensätze, die sich innerhalb unseres österreichischen Volksteiles und zwischen uns und dem Deutschen Reiche aufgetan hatten, statt überbrückt zu werden, vielmehr verschärft wurden. Dennoch darf uns solche Maßlosigkeit einzelner nicht daran hindern, nach wie vor auf das dringendste zu wünschen, daß der Riß zwischen uns und dem großen Brudervolk jenseits der Staatsgrenze sich endlich schließe und Friede und Freundschaft unter uns herrsche, wie es in besseren Zeiten der Fall war. Bevor zwischen dort und hier die Brücke nicht geschlagen wird, kann auch in Oesterreich jener Friede nicht

einkehren, nach dem sich alle redlichen Deutschen von Herzen sehnen.

Aufs innigste pflichten wir den Worten bei, mit denen der Herr Bundespräsident von dem toten Kanzler Abschied nahm: daß es nunmehr an uns sei, dem Vermächtnis des Heimgegangenen zu entsprechen, die Wogen des Hasses und der Feindschaft zu glätten und wieder den wahren Frieden in die so friedlos gewordene Welt zu bringen.

So bitte ich alle unsere Gemeinden, in echter Heimat- und Vaterlandsliebe, mit brüderlichem Sinn und in unbeirrbarer Pflichterfüllung fest zusammenzustehen, immer das eine Ziel, das Wohl Oesterreichs und des gesamten deutschen Volkes, vor Augen. Ich bitte aber auch, mit der Stimme der Kirche die Stimme des Gewissens erhebend, die verantwortlichen Lenker unseres Staatswesens: Recht und Gerechtigkeit walten zu lassen und der Verbitterung unseres Volkes ein Ende zu machen, damit der Friede, nach dem uns alle verlangt, nicht Wunsch bleiben, sondern Wirklichkeit werde.

Johannes Heinzelmann
Superintendent der Wiener evangelischen Superintendenz A. B.
Vertrauensmann der evangelischen Kirche in Oesterreich

Bücher und Schriften

Theologie des Alten Testaments. Teil 1. Gott und Volk. Von Walther Eichrodt. Leipzig, J. C. Hinrichs 1933. VII und 292 S. Geh. 6.50; geb. 7.50 M.

Mit Recht erkennt man heute zwischen der Ablehnung des Alten Testaments in weiten Volkskreisen und seiner Behandlung, die seither in der theologischen Wissenschaft herrschte, einen gewissen Zusammenhang: Trotz objektiv-religionswissenschaftlicher Haltung hätten im Rahmen der Fachwissenschaft Orte gefunden werden müssen, an denen Offenbarungswert und Anspruchsrecht dieses Buches für den Christen zur Darstellung gebracht wurden. Auch die frömmigkeitsgeschichtliche Betrachtungsweise kann, so tief sie in die zentralen Fragen des religiösen Lebens vordringt, das noch nicht bringen. Zwar ist und bleibt die historische Forschung die notwendige Grundlage der alttestamentlichen Wissenschaft. Sie muß aber sowohl an Höhepunkten selber zur systematischen Schau aufsteigen wie der systematischen Theologie Bausteine in die Hand liefern. Keineswegs müßten hierbei die Ergebnisse der Religionsgeschichte übergangen werden. Daß diese Arbeit üblicherweise bisher nicht genug geschah, ist mit ein Grund für Zeiterscheinungen wie die, daß Theologiestudenten die Verbannung des Alten Testaments aus der Theologie und seine Rubrizierung unter die orientalische Philologie verlangen.

Der begreifliche Ruf nach „mehr Theologie" ist in den Kreisen der alttestamentlichen Wissenschaft sehr wohl beachtet worden. Das zeigt neben einer Reihe neuester guter Einzeluntersuchungen mit theologischer Problemstellung die Tatsache, daß innerhalb der Vorlesungen entgegen der bisherigen „Religionsgeschichte Israels" auch die „Theologie des Alten Testaments" wieder erscheint. Dieses Wiedererstehen der „Biblischen Theologie" stellt ein Stück des Umschwungs dar, den unsere Wissenschaft überhaupt zu verzeichnen hat. Den Vorlesungen entsprechend tragen denn auch wieder mehr Lehrbücher den Titel „Theologie des Alten Testaments".

Für den auf dem Boden der Religionswissenschaft Stehenden ist es freilich schwer, eine solche zu schreiben. Soll doch im Rahmen einer Darstellung zwei ganz verschiedenen Würdigungsweisen Rechnung getragen werden. Sellin hat es daher vorgezogen, zwei getrennte Bücher erscheinen zu lassen, beide im vorigen Jahre, 1933. Das eine heißt: Israelitisch-jüdische Religionsgeschichte; das andere: Theologie des Alten Testaments. Eichrodt unternimmt es, nur eine Behandlung vorzulegen, in der die systematische Betrachtungsweise herrscht und die geschichtliche jeweils untergeordnet eingearbeitet ist.

Der Verfasser hatte sich in der ZAW 1929 prinzipiell zur Frage geäußert: „Hat die alttestamentliche Theologie noch selbständige Bedeutung innerhalb der alttestamentlichen Wissenschaft?" Er will nun in seinem Werke ein „Gesamtbild der alttestamentlichen Glaubenswelt" geben, den alttestamentlichen Gottesglauben in seiner Abgegrenztheit gegen die altorientalische Umwelt und in seinem Hinweischarakter hinsichtlich des Neuen Testaments darstellen. Dem vorliegenden ersten Bande mit „Gott und Volk" soll der zweite folgen mit „Gott und Welt" und „Gott und Mensch".

In diesem ersten Teile werden alle einzelnen theologischen Gedanken und Haltungen um die eine entscheidende Grundposition der alttestamentlichen Glaubenswelt als Mittelpunkt gelagert gesehen: der Bund. Daher § 2: Das Bundesverhältnis; § 3 und 4: Die Bundesaussagungen; § 5, 6, 7: Der Bundesgott; § 8 und 9: Die Organe des Bundes; § 10: Bundesbruch und Gericht; § 11: Die Vollendung des Bundes. Eichrodt scheint es geglückt zu sein, den bei einem solchen Unternehmen drohenden Gefahren zu entgehen; diese sind unter anderem: Ueberhöhung der Quellenaussagen, Vereinerleiung innerhalb des Alten Testaments selber und zwischen Altem Testament und Neuem Testament. In dem Bunde zwischen geschichtlicher und systematischer Betrachtung wird keiner der Teile von ihm verkürzt. Der Verfasser betätigt ein ganz weites Verständnis für alle Formen der Religiosität und behält doch seinen klaren Blick für die Eigenreiche und Höhen alttestamentlichen Glaubens in ihrer Verbindung zum Neuen Testament hin. Besonders wertvoll unter theologischem Gesichtspunkte erscheinen mir die Partien über die alttestamentliche Eschatologie.

So liegt uns ein tiefernstes, wohldurchdachtes Werk vor, eine Darstellung, die ihrem Inhalt entspricht. Hier haben wir rechte Theologie vor uns, der ihr Platz im Rahmen auch der historisch-theologischen wissenschaftlichen Arbeit gebührt. Sie sieht ihre Aufgabe in der systematischen Synthese historischer Forschungsresultate. Solche Theologie dient der Kirche wie der Wissenschaft. Sie verwechselt nicht Verstandesauffassung mit Glaubensdeutung oder gar erbaulicher Auslegung. Ein ganz hervorragendes Buch, das weiteste Beachtung auch in Laienkreisen verdient! Adolf Wendel

Von der Welturkunde des Gott-Erlebens, Teil I: Das Gott-Erleben im Alten Testament. Von H. Schöttler, Wittenberg. Evang. Diakonieverein, Berlin-Zehlendorf. 2. Aufl. 84 S.

Aus Vorträgen, die er vor Berufsgenossen oder andern „bibelfreudigen" Kreisen gehalten habe, seien, wie der Verfasser in der Vorrede sagt, diese Betrachtungen entstanden. Sie sind in der Tat besonders geeignet die Bibelfreude, insbesondere die am Alten Testament, dem heute weithin geringgeachteten, neu zu wecken und zu beleben. Dem, der sein Altes Testament kennt und liebt, werden sie Anregung und Vertiefung in Fülle bieten. „Die Gottesahnung der Urväter" — „Die Gotteserfahrung der Erzväter" — „Die Gotteswirkung der Propheten", so lauten die Hauptabteilungen des Büchleins, und der dritte Teil wieder redet von der „Gottergriffenheit der Tatpropheten" — „der Gottinnigkeit der Liedpropheten" — und der „Gotterleuchtung der Schriftpropheten". Ich hoffe schon diese Ueberschriften werden Lust erwecken zu dem Büchlein zu greifen. Helene von Dungern

Die Geschichte der „Christlichen Gemeinschaft" in Straßburg (1546 bis 1550). Der Versuch einer „zweiten Reformation". Von Werner Bellardi. Leipzig, M. Heinsius Nachf. 217 S. 15 M.

Diese auf Grund eingehender archivalischer Forschungen in Straßburg verfaßte Schrift, deren hoher Wert bereits vor ihrer Veröffentlichung von den heimgegangenen Kirchenhistorikern G. Anrich und H. v. Schubert anerkannt worden war, gibt eine sorgfältige, zum Teil durch Wiedergabe der Quellen unterstützte Darstellung einer ecclesiola in ecclesia, die auf Betreiben Bucers und in Auswirkung seiner Gedanken über Kirchenzucht in Straßburg erstrebt und zum Teil verwirklicht wurde. Im Heimatlande Speners also bereits im Zeitalter der Reformation ein Drängen auf Bildung von Zellen zum Zweck des Neubaus der Gesamtkirche, ein Mühen um Kerngemeinden in zähem Ringen mit dem durch den Rat der Stadt verkörperten Staat. Auch wenn der Verfasser nicht in sehr dankenswerter Weise im letzten Kapitel seines Buches der Bedeutung dieser Straßburger Gemeinschaftsbewegung innerhalb der deutschen und außerdeutschen Kirchengeschichte nachgegangen wäre, würde jeder Leser einen starken Eindruck davon bekommen haben, daß, was hier geschildert ist, in einen großen geistesgeschichtlichen Rahmen hineingehört und Vorgänge aufhellt, die ganz sicherlich nicht nur von lokalhistorischem Interesse sind.

Otto Michaelis

Das Recht des Zweifels und die Ueberwindung des Zweifels. Von Wolfgang Friedrich Geß. (Christliche Wehrkraft Bd. 30.) München, Paul Müller. 80 S. Kart. 1.35 M., geb. 1.80 M.

Der Verlag Paul Müller bringt das alte Büchlein des bekannten ehemaligen theologischen Lehrers der Basler Mission und späteren Professors in Göttingen und Breslau, Wolfgang Friedrich Geß († 1891) neu heraus. Wenn auch die Zeiten sich inzwischen gewandelt haben und mit ihnen — rein äußerlich betrachtet — die Fragestellungen, so wird doch bei der Lektüre deutlich, daß im Grunde das gleiche Problem vorliegt, damals wie heute: Christentum oder Heidentum, Gott oder Götze. Und so wird die kleine Schrift auch heute noch dem Suchenden manchen Fingerzeig geben können und für die volksmissionarische Aufgabe der Gegenwart ihren Wert erweisen. Das gilt sowohl für die Auseinandersetzung mit dem modernen Heidentum wie für die Klärung der innerkirchlichen Fronten. — Freilich: ob jeder Leser von heute die Stellung des Verfassers zu einzelnen dogmatischen Fragen (z. B. Altes Testament, Wunder, Christologie) wird teilen können, darf mit Recht bezweifelt werden. Hier wirkt beim Verfasser neben dem protestantischen Glaubensbegriff doch noch allzusehr der altkirchliche im Sinne eines Fürwahrhaltens. Doch wer das schöne Wort zu schreiben vermochte: „Auch könnte jemand ein Christ sein, wenn er nie etwas gehört hätte von der langen Reihe der Wunder, welche Christus und welche Christi Apostel... verrichtet haben" (S. 63), der gibt damit zu, daß diese ganze Frage nicht zum Wesen des Christentumes gehört. Folglich kann es auch nicht mehr Aufgabe einer Apologetik sein, „Zweifel" an Wundergeschichten zu überwinden, wie der Verfasser es zu tun sich bemüht.

Henri Bouché

Kirchenaufbau in der Großstadt heute. Ein volksmissionarisches Programm. Von Oskar Söhngen. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1934. 48 S. 1.95 M.

Programm? Betriebsamkeit? „Man lese die nachstehende Schilderung der Kirchennot in der Großstadt und urteile dann selbst, ob wir es einer selbstherrlich gewordenen Theologie noch länger erlauben dürfen, jeden Versuch zu konkreter Hilfe als ‚Betriebsam-

keit' zu verdammen", sagt der Verfasser. Ziel der Volksmission muß, nach ihm, sein, wieder zu wirklichem lebendigen Gemeindeleben zu kommen. Und Gemeinde ist ihm nicht eine Anzahl anonymer Kirchensteuerzahler, die sich gelegentlich in einem gemeinschaftlichen Raume zum Gottesdienste versammeln, sondern ein verbundener Kreis von Menschen, die in lebendiger Gemeinschaft stehen, in gemeinsamem Besitze und in gemeinsamen Aufgaben. Ohne die Erzielung solcher wirklicher Gemeinschaften, deren Gemeinschaftsleben „einen Zweck in sich selbst" hat, ist ihm Volksmission nicht wirkliche Volks-Mission. Wie aber wird eine solche Gemeinde? „Aus dem Geiste, und der weht wo er will; wir aber haben die Aufgabe, die Hindernisse solchen freien Wehens aus dem Wege zu räumen" und in ernster, überlegter und programmatischer Arbeit dafür tätig zu sein. — Die religiöse Not der Großstadt wird anschaulich dargelegt, ihren Gründen wird nachgegangen, und aus der eigenen Erfahrung des Seelsorgers einer Großstadt-Vorort-Gemeinde und aus eigenem erfolgreichen Wirken heraus wird das große Problem herzhaft angefaßt. Bildung übersichtlicher Kleingemeinden, die dann wirkliche Gemeinden mit eigenem konkreten Gemeindeleben sein können, und die Mittel, wie eine solche zu erreichen sei, werden erörtert. Nachweise, daß solche Versuche, wenn entschlossen angepackt, auch heute im Bereiche des Möglichen sind, werden gegeben. Ein „Vierjahresplan" für den Kirchenaufbau in der Großstadt wird vorgelegt und in seinen Einzelheiten ausgearbeitet. Das Paul-Gerhardt-Haus in Köln-Bingst wird vorgestellt: eine Verbindung von Kleinkirche mit Vereinsraum, der zur Erweiterung des Kirchenraumes dienen kann, mit Raum für den Hauswart und einer Kaffeeküche — das Ganze schlicht aus Holz, doch dauerhaft und schön, und zum Preise von — 16 300 M. Solche Kirchlein, die zu großem Teile aus den Sparpfennigen der Armen selber gebaut worden sind, die zugleich Mittelpunkt sind für Gottesdienst und gemeindlichen brüderlichen Verkehr, nicht teuere Steinkirchen, sind not und sollen und können errichtet werden. Die Wege zur Aufbringung der Mittel dafür lese man selber nach auf S. 30 ff. Ebenso die gründlich durchdachten Ausführungen über die Beschaffung der nötigen geistlichen Kräfte und Amtspersonen für die neue missionarische Arbeit. Radikale Eingriffe in den bisherigen Betrieb, „Mut zur Korrektur des Geschichtlich-Gewordenen" nach Gesichtspunkten der Planung werden hier gefordert. So z. B. „ein Versetzungsrecht der Kirchenleitung im Interesse der Kirche, das nicht das Odium disziplinarischer Maßregelung an sich trägt, sondern von dem Betroffenen als Auszeichnung empfunden werden müßte", sofern es sich darum handelt, den für die betreffende Aufgabe Geeigneteren an die entsprechende Stelle zu bringen. — Besonders wichtig und im besten Sinne modern sind die Anweisungen, die „Laienkräfte" in die Arbeit solcher neuer Gemeindebildung einzuordnen, das Aeltestenamt in diesem Sinne wieder auszubauen, durch ein geeignetes „Gemeindebuch" in wahrhaft praktischer Gestaltung jedes Mitglied in Sinn und Mitarbeit an der Gemeinde einzuführen, die Spontaneität der Mitglieder zu wecken und heranzuziehen. Daß es dann dabei auf eine weitgehende Umschichtung der Pfarrerschaft ankommt, wie sie auf S. 36 angegeben wird, leuchtet ein. Hier werden vielleicht die größten Schwierigkeiten liegen, aber die Not der Lage erfordert sie und wird sie ermöglichen. Ganz besonders beachtenswert scheinen mir dann die Ausführungen von S. 38 ff. zu sein über „Kluge Ansetzung des kommenden Ueberangebotes an geistlichen Kräften" und die Ratschläge, die kommenden Kandidaten, sowohl nach der ersten wie nach der zweiten Prüfung, als Hilfsarbeiter in Dienst zu nehmen und zugleich ihnen selber die Möglichkeit rechtzeitigen Wirkens zu geben. — Hinter allen Ausführungen des Büchleins steht — und das gibt ihnen ihre Wärme und ihre Hauptbedeutung — das Ideal wirklicher Gemeinschaftsgemeinde, die als eine lebendige Bruderschaft den zahllosen, in der Großstadt heimatlos Gewordenen eine geistige Heimat gibt. Dieser Faktor ist einer der wirksamsten auf den Feldern aller Mission, er wird es auch sein auf dem Felde einer wirklichen Volksmission in der Großstadt.

Rudolf Otto

Religion als Sinnerfüllung des Lebens. Von Paul Krannhals. Leipzig, Armanen-Verlag 1933. 92 S. Geh. 2.20 M.

Der Münchener Philosoph nimmt mit diesem Bekenntnis Stellung zum religiösen Aufbruch der deutschen Seele. Er bejaht die Welt als lebendigen Kosmos, als Schöpfung Gottes und erstrebt eine schöpferische Weltheiligung und Kulturerfüllung, in der das Leben als allgemeines Sakrament genommen wird. Im Weltprozeß haben wir das allmähliche Sich-selbst-Bewußtwerden Gottes, das sich im Menschengeist vollendet. Das Christentum bedeutet eine nunmehr ablaufende Periode religiösen Lebens. Es gilt im Zuge der fortschreitenden kulturellen Entwicklung die nächsthöhere Stufe in neuen Gestaltungen zu erreichen, die dem germanisch-deutschen Seelentum entsprechen. Vor allem wird der einseitige Erlösungscharakter des Christentums, der Gegensatz von Gott und Welt, von Jenseits und Diesseits, abgelehnt. „Erlösung ist die Selbsterlösung Gottes als Welt aus seiner unbewußten sinnlichen Mannigfaltigkeit zum Bewußtsein seiner übersinnlichen Einheit" (S. 16).

Wir sind mit dem Verfasser eins in dem Kampf gegen die materialistisch-individualistische Welt- und Lebensauffassung und für eine religiöse Vertiefung und Erneuerung. Aber für uns gibt es über das Christentum hinaus keine tiefere Gotteserkenntnis und keine vollkommenere Gottergreifung. Kann überhaupt eine solche philosophische Religion der Immanenz Gottes einem starken, lebendigen Volk etwas bieten? Wirkliche Religion muß der einfachste Mensch gerade so tief und sicher erleben können, wie der geistig Höchststehende. Bei allem Widerspruch berührt uns jedoch der tiefe Wahrheitsernst, die ruhige und klare, innerliche und warme Auseinandersetzung immer wieder wohltuend. Hier ist ein fruchtbares Gespräch möglich, das bei manchen anderen neuen Religionsverkündigungen, wie etwa bei dem gehässigen Fanatismus Ernst Bergmanns, ausgeschlossen ist.

Hermann Steiner

Vom Verhängnis der Völker. Von Eugen Diesel. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung 1934. 228 S. 3.90 und 4.80 M.

Diesel ist ein zäher Arbeiter. Es mag komisch klingen, daß man über einen Schriftsteller seines Formats nicht mehr zu sagen weiß, aber wenn man das Urteil einmal sehr genau nimmt, trifft man das wesentlichste Moment seines Erfolgs im Bücherschreiben. Ich meine damit noch nicht einmal die rasche Folge seiner Bücher verglichen mit dem Umfang und Inhalt derselben; auch nicht die dauernd und immer von neuem erforderte Bewältigung völlig neuartiger, weitest gespannter Problemkreise, wie sie uns schon aus der geistigen Spannweite früherer Titel seiner Werke deutlich werden; ich meine einfach jene seltene, absolute und zähe Gewissenhaftigkeit beim Durchdenken jedes Einzelsatzes seiner ganzen Werke. Kein Satz, der nur „hingeschrieben" wäre, weil eine plötzliche Gefühlswallung oder Eingebung so verlangt hätte — so schreiben Viele ihre zweiten und dritten Bücher, deren erstes Werk das einzige Stück Arbeit und der beste Erfolg war und blieb; Diesels Werke tragen alle das Zeichen unermüdlicher Denkarbeit, nüchterner Klarheit und äußerster Prägnanz an sich. Und noch etwas anderes: in seinem neuesten Buch lebt wieder etwas von der guten alten universalistischen Betrachtungsweise der Probleme auf. Die Völker Deutschlands, Frankreichs, Englands, Italiens usw. werden in ihren persönlichsten Angelegenheiten und gerade da wieder einmal „europäisch" gesehen. Jedem Volk läßt er dennoch sein gut erkämpftes Eigenrecht, verlangt aber andererseits als höchste Pflicht gegenseitige Achtung und Rücksichtnahme der einzelnen Völker. Ohne den Ehrgeiz zu haben, den längst umkämpften paneuropäischen Idealismus zur Verwirklichung zu führen, stellt er dennoch „paneuropäische" Forderungen, die er auf die Einsicht in die grundlegendsten politischen und nationalen Lebensnotwendigkeiten gründet, wie sie in Rasse, Sprache, Volkstum, Kultur, Staatsform und Nationalstil uns entgegentreten. Das Schönste an diesem Buch: es bietet keine einseitig übersteigerte Apologie des deutschen Wesens, sondern es beleuchtet von der Gesamtheit der europäischen Staaten aus als politischer Lebewesen die Notwendigkeit, daß die Völker miteinander und auseinander leben müssen, wenn sie anders ihre Zukunft nicht leichtfertig aufs Spiel setzen wollen. Diesel hat in seiner feinsinnigen Art den Beweis einer kulturphilosophisch-politischen Kritik gegeben, die als wichtiger Faktor im gegenseitigen Verständnis der Völker immer lebensnotwendig bleiben wird. (Vergleiche den Auszug aus diesem Werk auf Spalte 798 f.)

Otto Hubele

Der Weg zur Heimat. Eine Geschichte von Kindern und Tieren. Von M. Roegner. Leipzig, A. Anton & Co. 111 S. 2.25 M.

Kinderbücher sollten von Kindern rezensiert werden. Dies Buch las ein 13jähriges Mädel. Sie las es in einem Zug und legte es mit leuchtenden Augen und glühenden Backen hin. „Das Buch müßte in jede Kinderbücherei", sagte sie, „es kann gleich neben Hermann Köhl: ‚Bremsklötze weg!' stehen." Gute Kinderbücher müssen auch dem erwachsenen Leser etwas zu sagen haben. Die Erlebnisse eines verwaisten Geschwisterpärchens, das, auseinandergerissen, alle Bitternisse der Eltern- und Heimatlosigkeit durchkosten muß, werden uns erzählt. Mit dem Schicksal der Kinder eng verknüpft allerlei Jungvolk von Tieren, denen sie aus tiefinnerlicher Verbundenheit Helfer und Retter werden. Stadt- und Landleben ziehen in bunter Folge an uns vorüber, bis der wechselvolle Weg der beiden getrennten Geschwister in die neue gemeinsame Heimat mündet. Ein Leitmotiv kommt immer wieder zur Gestaltung: Hilf dir selbst, indem du mit andern eine Not- und Opfergemeinschaft eingehst! Dann gesellt sich zu dem tapferen Lebenswillen auch das, was der Oberflächliche den „glücklichen Zufall" nennt, worin der Christ aber dankbar die rettende Hand des himmlischen Vaters verspürt.

Anni Bouché

Chronik

Staatliche Vorgänge

In seiner großen Wahlrede am 17. August in Hamburg ging der Führer und Reichskanzler Hitler auf die christlichen Kirchen und das Christentum zweimal ein: das erstemal bei der Frage der drohenden Auseinanderspaltung des deutschen Volkes in zwei sich selbst genügende weltanschauliche Gruppen, wobei er für die Möglichkeit einer solchen Entwicklung die religiöse Spaltung in unserem Volke als Beispiel anführte. An einer anderen Stelle der Rede führte er wörtlich aus: „Der nationalsozialistische Staat bekennt sich zum positiven Christentum. Es wird mein aufrichtiges Streben sein, die beiden großen christlichen Konfessionen in ihren Rechten zu schützen, in ihren Lehren vor Eingriffen zu bewahren und in ihren Pflichten den Einklang mit den Auffassungen und Erfordernissen des heutigen Staates herzustellen." FJ 419/420

Der Reichsminister des Innern hat an die Länderregierungen folgenden Erlaß gerichtet: Die Auseinandersetzungen innerhalb der evangelischen Kirche hatten Formen angenommen, die es erforderlich machten, zunächst einmal jede kirchenpolitische Erörterung zu unterbinden. Diese Anordnung war von vornherein nicht auf die Dauer berechnet. Sie sollte nur deutlich machen, daß die Reichsregierung auch auf diesem Gebiete gewillt ist, die öffentliche Ruhe und Sicherheit nicht gefährden zu lassen. In der Erwartung, daß dies nunmehr allen Beteiligten hinreichend klar geworden ist, ändere ich meinen Erlaß vom 9. Juli dahin ab, daß künftig nur alle unsachlichen polemischen, den evangelischen Kirchenstreit betreffenden Auseinandersetzungen in öffentlichen Versammlungen, in der Presse, in Flugblättern und Flugschriften verboten sein sollen. Ich ersuche alle in Betracht kommenden Dienststellen, mit sofortiger Wirkung dementsprechend zu verfahren.

In Köln sagte am 14. August Reichsinnenminister Dr. Frick: „Als der für die Kirchenpolitik des Reiches verantwortliche Minister stelle ich fest, daß der Programmsatz der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei von 1920, wonach die Partei für ein positives Christentum eintritt, auch heute noch zu Recht besteht. Es ist Sache weder des Staates noch der Partei, die christlichen Kirchen zu bekämpfen oder eine neue Glaubensbewegung zu fördern. Staat und Partei lassen vielmehr jeden nach seiner Fasson selig werden. Wogegen sich aber der nationalsozialistische Staat mit aller Schärfe wendet, ist das, daß unter dem Deckmantel kirchlich-religiöser Bestrebungen Politik getrieben wird. Hier müssen wir auf einer klaren Scheidung der Aufgabengebiete des Staates und der Kirche bestehen." FZ 24. 8.

Der Reichsjugendführer teilt mit, daß für die HJ ein Uniformverbot für den Besuch des Gottesdienstes nicht besteht. PrBl 32

Der Sachverständige für Rasseforschung stellt ein Drittel der Kosten für Photokopie gefährdeter Kirchenbücher in Aussicht, wenn die Photokopie in seiner Dienststelle ausgeführt wird.

Pfarrer Otto Friesenhahn in Koblenz-Neuendorf wurde in Schutzhaft genommen, weil er das Trauergeläute für Hindenburg nicht rechtzeitig vornehmen ließ. FZ 396/7

Der preußische Kultusminister hat den ihm wiederholt aus der Bevölkerung Magdeburgs vorgebrachten Wünschen Rechnung getragen und zugestimmt, daß das seinerzeit auf Kosten des Staates aufgestellte Totenmal von Barlach aus dem Magdeburger Dom entfernt wird. Das Kriegerehrenmal soll der Nationalgalerie in Berlin überwiesen werden.

Für das Land Preußen wurden sämtliche von Maxim Gorki verfaßten und in deutscher Sprache erschienenen Druckschriften beschlagnahmt und eingezogen.

Die Polizei in Breslau hat Nummer 32 des in Nürnberg herausgegebenen Wochenblattes „Der Stürmer" beschlagnahmt, die unter der Ueberschrift „Der Ritualmord in Breslau" einen ausführlichen Bericht über einen 1926 dort verübten Sexualmord brachte, der in den wesentlichen Punkten völlig unzutreffend ist.

Deutsche Evangelische Kirche

Der Reichsbischof und der Rechtswalter der Deutschen Evangelischen Kirche, Ministerialdirektor Jäger, erließen am 17. August zum Volksentscheid folgenden Aufruf:

„Aus Not und Verzweiflung hat unser Führer und Kanzler das deutsche Volk zu seiner völkischen Bestimmung zurückgeführt. Unser Volk steht mit fester Zuversicht im Anfang eines neuen Lebensabschnitts. Wir alle sind die lebenden Zeugen dieser gewaltigen Wandlung, die wir als die gnädige Fügung der Vorsehung betrachten. Solch sichtbares Walten göttlicher Fügung mit unserem Volke verpflichtet zu ganzer Hingabe und ganzem Vertrauen. ‚Die Freiheit und das Himmelreich gewinnen keine Halben.' Unser Führer braucht für das riesengroße Werk des friedlichen Aufbaues das ungeteilte Vertrauen des ganzen Volkes.

Nach dem Heimgang des geliebten Vaters des Vaterlandes bleibt der Führer, der uns als Verheißung und Inbegriff unserer völkischen Sehnsucht aus göttlichem Willen als der Gestalter des deutschen Lebens geschenkt ist. In steter Treue umgibt die evangelische Kirche Führer und Volk mit ihren Gebeten. Aber sie ruft auch auf zu verantwortungsbewußtem Handeln, wie es der 19. August fordert. Der Führer hat, indem er den Kampf gegen die volksfeindlichen Mächte führte, seine starke Hand auch über die evangelische Kirche gehalten. Dadurch ist der Deutschen Evangelischen Kirche, die in der zu Ende gegangenen Epoche eine Kette schwerer Heimsuchungen erlebt hat, die Möglichkeit zurückgegeben, sich ihrem Wesen gemäß als Glied des Volksganzen zu entfalten. Am 19. August werden deshalb Volk und Evangelische Kirche im Vertrauen und Treue dem Führer ihr Ja sagen."

Ein ähnlicher Aufruf vom deutschen katholischen Gesamtepiskopat ist nicht bekannt geworden.

Die Einführung des Reichsbischofs ist auf den 21. und 22. September in Berlin während der Reichstagung der DC festgesetzt worden.

Die Lübecker Kirche hat die Befugnisse des Kirchenrats und Kirchentages auf die Deutsche Evangelische Kirche übertragen.

Der Kirchenkreis Pyrmont der unierten Waldeckschen Kirche ist der lutherischen hannoverschen Landeskirche eingegliedert worden; für die Kandidaten sind künftig die lutherischen hannoverschen Ordinationsformulare verbindlich. Rf KZ 32

In der Provinz Sachsen sind fast ein Drittel, Brandenburg 237, Schlesien 130, Ostpreußen 105, Westfalen 46, Rheinprovinz 35, Grenzmark 12 Pfarrstellen unbesetzt. FZ 404/5

Der Anteil der gemischten Ehen ist in Deutschland von 1905 bis 1931 von 9,12 auf 16,11 %, in Oberschlesien auf 62 % angewachsen, davon 61 % evangelisch-katholische. ED 32

Freiherrn v. Pechmann ist die von ihm erbetene Abendmahlsgemeinschaft der evangelisch-lutherischen Kirche Altpreußens gewährt worden. PrBl 32

Einzelne Landeskirchen

Das Brandenburgische Konsistorium hat verfügt, daß in allen Kirchen, mindestens alle 14 Tage, Gottesdienst, nötigenfalls durch Laien, stattzufinden habe. FZ 391/2

Der Direktor des Predigerseminars Klein-Neuhof (Ostpreußen), Brachmann (früher Inspektor der Ostasienmission, zeitweise Vertreter dialektischer Theologie, jetzt Deutscher Christ), war seiner Stellung enthoben worden, ist aber durch den Reichsbischof wieder eingesetzt worden, ebenso der durch seine radikale Stellung zum Alten Testament bekannte Pfarrer Kuptsch in Riesenburg (Ostpreußen). PrBl 35

Der Reichsbischof hat den Leiter des Predigerseminars und Pfarrer in Naumburg (Queis), Studiendirektor D. Gloege, seines Amtes enthoben und ihm Versetzung angekündigt. Neun Zehntel der Gemeinde erklärten sich unterschriftlich für sein Verbleiben im Amt. Rf KZ 31

Die Gemeindegruppe der DC in Dortmund hat bei dem dortigen Presbyterium beantragt, Lieder mit Ausdrücken wie Gott Zebaoth, Hosianna, Jehovah, Zion u. a. nicht mehr singen zu lassen. Rf Schw Zt 32

Pfarrer v. Oettingen wurde vom rheinischen Provinzialkirchenrat, weil er durch ein beleidigendes und unsachliches Schreiben an D. Forsthoff den Gehorsam aufgekündigt habe, als Superintendent abgesetzt. FZ 402/3

Im Pfarrbezirk von Pastor Klugkist Hesse in Elberfeld sollte ein neubestellter Vikar dessen pastorale Arbeit übernehmen. Hesse zog mit den Kindern, die nur von ihm konfirmiert werden wollten, aus dem Konfirmandensaal in den Schatten der Bäume. Die Aeltesten und die Eltern bestehen darauf, daß Hesse allein die Kinder unterrichtet. Rf KZ 24

Ein Kirchentag der schlesischen Bekenntnisfront hat sich der Bekenntnisgemeinschaft der Deutschen evangelischen Kirche unter Präses Koch angeschlossen. Dem Bischof Zänker haben 550 von den 830 schlesischen Pfarrern ihr Vertrauen erklärt. Der Verweis, den 200 Notbundpfarrer wegen der Kanzelabkündigung vom schlesischen Konsistorium erhalten hatten, ist zurückgezogen worden. In Glogau sind alle Pfarrer bei den DC ausgetreten. LL 25

Bis zur endgültigen Neuregelung der Vorbildung und Anstellungsfähigkeit der Geistlichen in der Evangelischen Landeskirche Nassau-Hessen überweist der Landesbischof die Kandidaten nach dem Besuch des Predigerseminars zu Friedberg Geistlichen der Landeskirche zu einem einjährigen Lehrvikariat. Die theologische Schlußprüfung findet nicht mehr im Anschluß an den Besuch des Predigerseminars, sondern im Anschluß an das Lehrvikariat statt. Aus besonderen Gründen kann der Landesbischof Kandidaten von der weiteren Ausbildung im Lehrvikariat teilweise oder ganz befreien. Mit dieser Regelung ist die Einrichtung des Lehrvikariats, die bisher nur im Gebiet der ehemaligen Nassauischen Landeskirche bestand, auch auf das Gebiet der ehemaligen Hessischen Landeskirche ausgedehnt worden.

Der Landeskirchentag Kurhessen-Waldeck hat mit 31 Stimmen der Erschienenen bei einer Gesamtzahl von 55 Abgeordneten, also gemäß dem neuen Kirchengesetz nur mit einfacher Mehrheit, die Wahl der neuen Landessynode durch Zuruf vorgenommen. FZ 391/2

Der Thüringische Landeskirchenrat hat angeordnet, daß jeder Pfarrer wöchentlich mindestens zehn Hausbesuche zu machen hat, über die gewissenhaft Buch zu führen ist. Das Besuchsbuch ist dem Pfarrarchiv einzuverleiben und zu inventarisieren. Für jeden Monat wurde ein Lied bestimmt, das in sämtlichen Gottesdiensten in allen Gemeinden zu singen ist. ED 32

Der Kirchenturm in Holzthalleben, Kreis Sondershausen, trägt als Spitzenverzierung ein goldenes Hakenkreuz. FZ 402/3

In Mecklenburg-Schwerin sind sämtliche Kirchenbücher von vor 1876 an die Kirchenbuchabteilung einzureichen, die alle Auskünfte aus den Kirchenbüchern bearbeitet.

Das Predigerseminar in Wolfenbüttel ist bis auf weiteres geschlossen und durch das Kameradschaftshaus ersetzt worden. ED 31

Der Bremer Entschiedene Protestantismus setzte sich für die Eingliederung ein, da hierbei die Laienführung der Bremer Kirche anerkannt und festgelegt sei, und lehnte den

Begriff der Irrlehre ab, der der Bremer Kirche immer wesensfremd gewesen sei. Er tritt weiter dafür ein, daß Gewissensfreiheit und Lehrfreiheit erhalten bleiben und verfassungsmäßig jedes Lehrverfahren abgelehnt, hierarchisches Wesen, Bekenntnis- und Dogmenzwang von der bremischen Kirche ferngehalten wird und Aufgeschlossenheit für alle Offenbarung Gottes in Geschichte und Volk herrscht. PrBl 26

Pfarrer Althaus in Helmstedt (CW 12) wurde suspendiert, weil er in seiner Pfingstpredigt das Wort des sächsischen Bischofs Coch, die Kirche werde aus Blut und Boden gebaut, als Irrlehre bezeichnete, das Vorgehen in Hannover als Rechtsbruch bezeichnete und den Versuch, die Reichskirche mit solchen Mitteln zu bauen, mit dem Turmbau zu Babel verglich. Die Frau des Kreispfarrers hatte ihn abgehört, dieser ihn darauf fernmündlich nach den beanstandeten Sätzen gefragt und ihm sofort das Amtieren verboten, was ihm dann schriftlich vom Landeskirchenamt bestätigt wurde. JK 12

Katholische Kirche

Es gibt auf der Erde 321 000 römisch-katholische Priester, etwa 100 000 mehr als 1900, darunter 64 000 Ordenspriester. EVZ 200 nach LK 31

Das Erzbischöfliche Ordinariat in Freiburg i. Br. hat die Pfarrämter und Kuratorien der Erzdiözese angewiesen, in ungemischten Gemeinden das Geläut bei Beerdigungen von Angehörigen evangelischer Konfession auf Ansuchen jederzeit zu bewilligen: entsprechend hat der Evangelische Oberkirchenrat für Baden verfügt. JK 15 nach Kath Korr 14. 7. 34

Zum päpstlichen Beauftragten für das Saargebiet ist an Stelle von Msgr. Testa Msgr. Giovanni Panico ernannt worden, päpstlicher Geschäftsträger in Prag (dieses Amt behält er), bisher Uditore bei der Nuntiatur in München.

Nach einer Meldung aus Rom soll es den vatikanischen Archäologen nach jahrhunderkelangem Suchen gelungen sein, die Ueberreste der ersten christlichen Kirche in Rom aufzufinden und freizulegen. Die Fundstätte liege unter der Kirche St. Johannes im Lateran. Epd 34

Andere Gemeinschaften

Die Baptisten hielten unter Teilnahme von 1200 auswärtigen Delegierten vom 4. bis 10. August in Berlin ihren Weltkongreß. Der Bund Deutscher Baptistengemeinden zählt 70 000 Mitglieder, die 1932 2 Millionen Mark an freiwilligen Beiträgen aufbrachten. Kirchensteuer gibt es nicht. Ihr Wochenblatt „Der Wahrheitszeuge" hat eine Auflage von 20 000, das Monatsblatt „Friedensbote" von 150 000, das Kinderblatt „Morgenstern" von 50 000 Beziehern. Die 803 Sonntagsschulen werden von 35 026 Kindern besucht. Zum Präsidenten des Weltbundes wurde Dr. G. W. Traett, USA., gewählt. Der Reichsbischof versicherte ihnen, daß keinerlei Absicht bestehe, die Freikirchen in die DEK einzuverleiben oder gar Zwang hinsichtlich ihrer Arbeit oder ihres Werkes auszuüben.

Die „Deutsche Glaubensgemeinschaft" hat in Tübingen eine Führerschule eingerichtet, in der junge Menschen für den Dienst der Glaubensbewegung vorbereitet werden sollen.

Der Versuch der Deutschen Glaubensbewegung bei der Scharzfelder Tagung, die zahlreichen Gruppen und Grüppchen zu einer einheitlichen Bewegung zu vereinigen, hat die Gegnerschaft der „Nordisch-religiösen Arbeitsgemeinschaft" auf den Plan gerufen und sie veranlaßt, sich festere Formen zu geben. Sie nennt sich jetzt „Nordische Glaubensbewegung" und behauptet, im Gegensatz zur Hauer-Bewegung, die Glaubensbewegung zu sein, „die in ihrem Namen wie in ihrem Artbekenntnis klar und eindeutig für einen aus nordischer Rassenseele geborenen Glauben eintritt und kämpft". „Wir bekennen uns zum nordischen Ganzheitglauben, zum uralt-‚heidnischen' Gedanken des ‚Alls' ohne Jenseitshoffen und Erlösungsnot. Unser Glaube entspricht dem tiefsten Ehrgefühl und der höchsten Selbstverantwortung als den verpflichtenden Sittengesetzen des nordischen Menschen." Epd 34

Der badische Minister des Innern hat den 1934 in Freiburg i. Br. gegründeten „Bund deutscher Heiden" aufgelöst und verboten.

Im „Deutschen Textilarbeiter", der von 750 000 Lesern bezogen wird, stand am 6. Juli „Ein offenes Wort für die uneheliche Mutter", das ein krasses Beispiel ist für eine sich in ein ehrliches Kleid hüllende Zuchtlosigkeit. Es hieß darin: „Es war (früher) eine Schande für ein junges Mädchen, Mutter zu werden, bevor sie einem Manne in den Ehebund folgen konnte. Der Nationalsozialismus hat mit diesen veralteten Sittenbegriffen gründlich gebrochen und begrüßt jeden Versuch, durch gesunde arische Kinder die Rasse hochzuhalten, auf das lebhafteste, ohne sich daran zu stoßen, ob das Kind einer legitimen Ehe entspringt oder nicht." Diesen Aeußerungen ist in anderen nationalsozialistischen Blättern, z. B. im „Deutschen", scharf widersprochen worden. In der „Tübinger Chronik" heißt es: „Daß die uneheliche Mutter nicht schutzlos der Not anheimgegeben werden darf, steht außerhalb aller Diskussion. Dennoch muß beachtet werden, daß uns die Not des Augenblicks niemals zu Maßnahmen veranlassen darf, die im Widerspruch stehen zu den großen Linien nationalsozialistischen Wollens. Solange die Ehe als unbedingt unverletzlich betrachtet wird, muß jede eheloseBeziehung als gemeinschaftsgefährdend gewertet werden." SEK 21. 8.

Ausland

Der Synodalausschuß der evangelischen Kirche in Oesterreich fordert geistliche Führung neben dem vom Staat ernannten Präsidenten des Oberkirchenrats und hat Superintendent Heinzelmann zum Vertrauensmann gewählt. Dieser hat in einem Schreiben an alle österreichischen Gemeinden die durch die neue Bundesverfassung schwer gefährdete kirchliche Gleichberechtigung gefordert. Pos EK 20

Der evangelische Pfarrer D. Ludwig Mahnert in Innsbruck wurde verhaftet. Der in Stuttgart erscheinende „Christenbote" ist in Oesterreich auf ein Jahr verboten worden.

Die evangelische Kirche des Kantons Graubünden hat eine Anzahl von reichsdeutschen Pfarrern und Kandidaten aufgenommen, 21.—25. Juni in Santa Maria 5. Rf KZ 32

Die Theologische Arbeitsgemeinschaft des Kantons Bern fordert auf, die in der kirchlichen Opposition stehenden deutschen Pfarrer und ihre Frauen bei sich in den Ferien aufzunehmen. Anmeldungen an Pf. D. Peter Barth in Madiswil, Kanton Bern. Rf KZ 32

Der zum Bischof von Kopenhagen gewählte Stiftspropst Fuglsang-Damgaard (vgl. Sp. 766) war 1925—1933 Universitätslehrer, ist 44 Jahre alt, war Lehrer im damals deutschen Nordschleswig, nahm im deutschen Heere am Kriege teil, war dann in französischer Gefangenschaft. Er schrieb: Die Theologie der Pariser Schule, und: Religionspsychologie.

Die norwegische Kirche rüstet sich für das Jahr 1936 auf ein doppeltes Jubiläum: die 400-Jahrfeier der Einführung der Reformation und die 200-Jahrfeier der Einführung der Konfirmation in Norwegen.

In Frankreich hat sich die Zahl der Priester von 1903 bis 1930 trotz Zunahme der Bevölkerung um 2 834 000 um 11 635 vermindert. Die Zahl der Ordinationen ist um 13 000 geringer als die der Sterbefälle, was dem Verschwinden von zwei Bistümern gleichkommt. Schw Kfr 16

Die Belgische Missionskirche hat aus finanzieller Not einen Pfarrer, zwei Evangelisten und fünf Bibelkolporteure aus ihren Diensten entlassen müssen. Rf KZ 32

Der 2. Internationale Kongreß der Reformierten (Calvinisten) wird vom 23. bis 26. Oktober in Amsterdam tagen. Vorsitzender des ausführenden Komitees, Professor Mr. V. H. Rutgers, de Lairessestraat 117, Amsterdam-Zuid. epn 98

Die Alltagskirche in Amsterdam war 1933 von 13 886 Personen besucht. epn 98

Die englische Methodistenkonferenz lehnte den Antrag, die Einrichtung in ihren Schulen zur Ausbildung von Offizieren aufzuheben, und die Zulassung der Frauen zum Predigtamt ab. Rf KZ 32

Die Zahl der Protestanten in Irland hat in den letzten 70 Jahren durch Auswanderung und Kinderlosigkeit stark abgenommen und beträgt nur noch 208 024 gegenüber 2 751 269 Katholiken. Die Anglikanische Kirche zählt (gegen 1861 mit 372 723) nur noch 164 215 Glieder, die Presbyterianer nur noch 32 429 Kommunikanten. Rf KZ 32

Der Posener Erzbischof Hlond hat einen katholischen Sozialrat für Polen ins Leben gerufen, um die soziale Lehre der katholischen Kirche nach der Bulle Quadragesimo anno in weitere Kreise der katholischen Bevölkerung hineinzutragen. Pos EK 10

Der ehemalige polnische Kultusminister Januſz Jedrzejewicz ist aus der katholischen Kirche ausgetreten und hat sich von seiner Frau scheiden lassen. Pos EK 10

Der wegen eines Berichts über die wolhynische Schulnot zu 7 Tagen Gefängnis und 100 Zloty Geldstrafe verurteilte Schriftleiter des Posener Ev. Kirchenblattes, Lic. Kammel, ist von dem Bezirksgericht in Bromberg freigesprochen worden.

Die deutschen Katholiken in Südslawien sind dadurch, daß ihre Bitte um Einführung deutscher Sprache im Religionsunterricht, bei den Sakramenten, der Beichte und um deutsche Vaterunser bei den Begräbnissen, von Bischof Aschkamowitz abgelehnt wurde, sehr erregt worden. ED 31

Neben den von 200 übriggebliebenen 15 evangelischen Pfarrern in Rußland amtieren noch 30 jüngere im Leningrader Predigerseminar ausgebildete. ED 31

Die Sowjetregierung hat bekanntgegeben, daß sie Sendungen der Reichssammlung „Brüder in Not" nach der Sowjetunion nicht mehr zuläßt. Sie hat sich hierbei darauf berufen, daß „Brüder in Not" eine antisowjetische Organisation sei. Epd 34

Die Sowjetregierung hat den Juden ein Nationales Heim in Transsibirien zwischen den Flüssen Biro und Bidschan, zweimal so groß als Palästina, eröffnet, wo 100 000 jüdische Familien angesiedelt werden sollen. Manch Guard 31. 5.

Der Heidelberger Katechismus ist in die an der Goldküste gesprochene Tschisprache übersetzt worden. Rf KZ 32

Die Britische Bibelgesellschaft veröffentlicht eine Bibelübersetzung in die Sprache der Buren. ED 31

Der 1. Oktober soll in Amerika als Danktag für die zwei Millionen Sonntagsschullehrer ausgestaltet werden, die ihren Dienst an 20 Millionen Kindern unentgeltlich ausüben. Pos EK 10

Von Personen

Berufen: Prof. Heinrich Bornkamm, Gießen, für Kirchengeschichte, Studiendirektor Doerne vom Predigerseminar Lückendorf für praktische Theologie nach Leipzig, Pfarrer Philippe Menoud in Blanzac (Frankreich) an die Faculté libre in Lausanne. Venia legendi: Lic. Hugo Huffer, Leissingen, in Bern. Lehrauftrag: Stadtpfarrer Langner, Jena, für angewandte Dogmatik. Betraut: Privatdozent D. Heinz-Dietrich Wendland in Heidelberg mit der dortigen Studentenseelsorge. Eingeführt Landespropst Volkers in Oldenburg als Landesbischof. Ernannt: Pfarrer D. Otto Reichert in Koischwitz zum Oberkonsistorialrat in Breslau, Pfarrer Grießdorf in Landeck zum Konsistorialrat daselbst; a.o. Prof. E. Winter in Prag zum Ord. für Pastoraltheologie, J. Lackmann für AT, J. Czermak für Fundamentaltheologie. Promoviert: Prof. Zilka in Prag zum D. von Montpellier. Versetzt: Professor D. Friedrich Heiler in Marburg in die philosophische Fakultät zu Greifswald. Gestorben: Oberhofprediger Geh. Oberkirchenrat D. Wolrad Wolff, Schwerin, Vorsteher der schwäbischen Templergemeinden Christian Rohrer in Jerusalem; Professor Lic. Dr. Wilhelm Koppelmann in Münster; Professor Lajos Racz in Sarospatak (Ungarn). E St

Verschiedenes

Aus der Deutschen Evangelischen Kirche. Auf die Tagung der Nationalsynode vom 9. August soll bereits im September die nächste folgen. Ausführlicher als es in letzter Nummer (Spalte 766 ff.) geschehen ist, zu berichten, ist heute zwar möglich, da der Erlaß des Reichsinnenministers vom 9. Juli, der Auseinandersetzungen über den evangelischen Kirchenstreit verbot, wieder aufgehoben worden ist (vgl. Chronik). Aber die Bedeutung einiger Beschlüsse der Synode ist heute noch nicht recht zu übersehen. Hingewiesen sei auf das Stimmungsbild, das Schubring im Protestantenblatt Nr. 35 gibt; man sieht, daß die Opposition (Bayern und Württemberger; Reformierte und einige Andere) ihren Widerspruch scharf formuliert hat und ihn ungehindert zur Geltung bringen durfte, aber keinerlei Entgegenkommen bei der Mehrheit fand. Die Erklärung der Süddeutschen (Oberkirchenräte Breit und Pressel, Dr. med. Kibler, Landgerichtsdirektor Dörfler, Rektor D. Lauerer) gegen Zusammensetzung, Tagesordnung und Zeitpunkt der Synode ist in der Allg. ev.-luth. KZ Nr. 35 abgedruckt; darin wird der Reichskirchenregierung das Vertrauen versagt, wie denn auch ein (ebenda veröffentlichtes) Schreiben des bayerischen Landesbischofs D. Meiser an den Reichsminister des Innern vom 14. August die Rechtsgültigkeit der Zusammensetzung der Synode bestreitet, den Verlauf der Synode als „einer Synode unwürdig" bezeichnet und „der Scheinsynode von Berlin die echte Synode von Barmen" gegenüberstellt, überdies gegen einzelne von der Synode beschlossene Gesetze inhaltliche Bedenken vorbringt und Rechtsverwahrung einlegt. Das Schreiben schließt: „In Sorge um Volk und Kirche bitten wir den neuen, die Verfassung der Deutschen Evangelischen Kirchen grundlegend ändernden Gesetzen der Reichskirchenregierung die Anerkennung zu versagen; wir selbst sind entschlossen — und mit uns die württembergische Nachbarkirche — der derzeitigen Reichskirchenregierung in keinem Stücke Gefolgschaft zu leisten." Dementsprechend hat die bayrische Landessynode am 23. Aug. einstimmig erklärt, sie trete für eine einige Deutsche Evangelische Kirche ein, bedaure aber, daß die Haltung der derzeitigen Reichskirchenregierung es unmöglich mache, die Eingliederung jetzt zu vollziehen. Ebenso hat der Bruderrat der Bekenntnissynode sich in einer scharfen Erklärung gegen die Beschlüsse der Nationalsynode gewandt, insbesondere empfohlen, den von dieser geforderten Diensteid nicht zu leisten, der staatsrechtliche, gesamtkirchliche und gemeindliche Dinge verbinde; ein neuer Eid über kirchliche Dinge würde den Ernst des Ordinationsgelübdes zerstören; nur der Staat könne von den Pfarrern als Beamten einer Körperschaft des öffentlichen Rechts einen Eid fordern (gleichfalls AELKZ Nr. 35 abgedruckt).

25. August M

Reichstagung des NS-Lehrerbundes. Der NS-Lehrerbund ersetzt heute fast alle früheren Lehrer- und Lehrerinnenverbände, von der Lehrerschaft der Volksschule bis hin zu der unserer Hochschulen; einer völligen, auch formalen Eingliederung der älteren Organisationen standen teils konfessionelle, teils vermögensrechtliche Gründe entgegen. Immerhin ist schon 1933 in Magdeburg im Wesentlichen die Verschmelzung erfolgt. Die jetzige Tagung des NS-Lehrerbundes in Frankfurt a. M. (vom 3. August an) zeigte, wie intensiv an einer dem nationalsozialistischen Geiste entsprechenden Umgestaltung unseres Schul- und Erziehungswesens gearbeitet wird. Reichsleiter des Bundes ist der bayrische Kultusminister Schemm, der aus dem Lehrerstande hervorgegangen ist. Die Ausbildung der Studenten auf den Hochschulen geht jetzt nicht nur formal z. T. andre Wege als früher (Kameradschaftshäuser, Schulungslager usw.), sondern es wird die Ueberwindung des Fachsystems der heutigen Hochschule angestrebt, „um wieder auch für die Hochschularbeit zu einem gemeinsamen, allen Einzelarbeiten zu Grunde liegenden Weltbild zu gelangen". An den höheren Schulen nehmen neue Fächer wie Rassenkunde und Vererbungslehre ihren Platz in Anspruch; vor allem sind die Forderungen an den Geschichtsunterricht deutlich. Reichsminister Rust sagte in seiner Frankfurter Rede: „Die Geschichte völkisch sehen und der Jugend dieses Bild überantworten, ist die Voraussetzung alles weiteren Aufbaus. Um das krasseste Beispiel zu geben: wenn mir jemand heute das deutsche Kind zum Halborientalen erzieht, dann werfe ich ihn hinaus." Zu der Frage, ob der Nationalsozialismus für die Volksschulen den konfessionellen Typus mehr und mehr durch den der Gemeinschaftsschule ersetzen wolle, sind in Frankfurt entscheidende Aeußerungen nicht gefallen. Natürlich ist aber das Zusammenarbeiten der Staatsjugend, Schule und Familie ein Gegenstand der Aussprache gewesen. Minister Rust betonte, daß die Mutter durch nichts in der Welt ersetzt werden kann, ebensowenig die Schule und ebensowenig die Kameradschaftserziehung der Jugend; die Hitlerjugend stehe von jetzt ab neben dem Elternhaus als Miterzieher.

Vom Kopenhagener Weltkongreß für freies Christentum, der Sp. 768 erwähnt ist und über den wir noch zu berichten hoffen, sei heute nur aus der Begrüßungsrede des Vorsitzenden, des niederländischen Professors Broekman, die Stelle mitgeteilt, die Deutschland galt und bei verständiger Zurückhaltung im politischen Urteil die bleibende Gemeinschaft mit denen betont, die in Deutschland zu einer von ganz anderen Interessen bewegten Zeit für freies Christentum eintreten: „Ich heiße Sie herzlich willkommen aus so verschiedenen Ländern, die zu drei Erdteilen gehören. Ich kann nicht alle Namen nennen, aber eine Ausnahme möchte ich machen für jenes Land, das nicht imstande war, seine Abgeordneten zu senden. Ich denke an das große Volk, das einen so eigenartigen Platz in der heutigen Weltlage einnimmt und das seinen Weg sich sucht nicht allein in politischer, sondern auch in religiöser Hinsicht. Wir andern sind nicht imstande, ein genaues Bild zu gewinnen, und sehr schwer ist es für uns, uns ein zutreffendes Urteil darüber zu bilden. Aber wir verstehen, daß es, besonders für unsere Geistesverwandten, dort schwer ist, ihren Standpunkt zu wahren. Wenn sie nachher hören, daß wir in unserer ersten Zusammenkunft unserer deutschen Freunde gedenken, die während vieler Jahre überaus wertvolle Beiträge zur wissenschaftlichen Theologie geliefert haben und ihre Landsleute im Sinne freien Christentums beeinflußt haben, so mag es für sie von besonderem Interesse sein, daß wir mit ihnen sympathisieren in ihrem schweren Kampf und in allen ihren Lebensverhältnissen. Wir bleiben im Geiste vereint, unabhängig von verschiedenen Ansichten und vorherrschenden Tendenzen." Die Stelle fand starken Beifall wie auch die einzelnen Briefe und Grüße aus Deutschland.

Zur heutigen Andacht. Lloyd George hielt auf dem keltischen Eisteddfort eine Rede in Neath, worin er sagte, der Patriotismus habe in allen Ländern den Verstand verloren und ringe überall mit der Angst vor einer Katastrophe, die er dadurch heraufbeschwöre. Wenn die Völker nicht mehr gegeneinander, sondern Seite an Seite marschieren würden, wäre der größte Sieg für die Menschheit errungen (ZZ 407 vom 12. 8.). — Ja wenn! Sapere aude.

Eben hatten wir diese Zeilen geschrieben, da lesen wir in ZZ 408, daß „Echo de Paris" einen Artikel zur Lage Oesterreichs mit dem Appell schließt: „Aufgabe des Auslandes sei es, der Bundesrepublik ihre Unabhängigkeit aufzuzwingen." Spotten ihrer selbst. — Es ist uns hier wahrlich nicht um Politik zu tun, sondern um Charakteristik. So sind die Menschen. R

Nachtrag. In dem Aufsatz: „Höchste Wahrheit oder letzter Irrtum?" in letzter Nr. 16 ist in der Anmerkung auf Spalte 745, 2. Reihe, zu lesen: Auslebung (statt Auslegung). Und im „Ergebnis" ist bei Nr. 3 am Schluß zu ergänzen: Von diesem Glauben lebt auch die DG., d. h. Alles, was an echter Begeisterung in ihr ist — nur daß diese hier in ständiger Gefahr schwebt.

Versammlungskalender

4.—6. September Pfarrertag Frankfurt a. M.
9. September Gustav-Adolf-Verein Königsberg
30. September Gustav Adolf-Verein Königsberg
6.—8. Oktober Bachfest Bremen
7.—10. Oktober Jubiläumstagung der Ostasien-Mission Weimar

Verantwortlich: Professor D. H. Mulert, Kiel, Feldstr. 120

Unverlangten Manuskripten ist, falls Rücksendung gewünscht wird, Porto beizufügen. Eine Gewähr kann nicht übernommen werden.
Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Auslande fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 90 Pf. — Verantwortlich für den Anzeigenteil: Otto Hauser, Gotha — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 12 Pf., größere Anzeigen nach Tarif — D. A. 2600 II. Vj. 34 — Postscheckkonto Erfurt 4754
Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 15. September